Voltaire's und Rousseau's

auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Sechs und dreißigstes Bändchen:

Voltaire's Geschichte der Völker.

Sechster Theil.

Fortsetzung.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1829.

2

Voltaire's

Geschichte der Völker,

vorzüglich

in den Zeiten von Karl d. Gr. bis auf Ludwig XIII.

Neu übersetzt

durch

K. A. F. Schnitzer.

Sechstes Bändchen.

Leipzig,

bei C. H. F. Hartmann.

1829.

Voltaire's
Geschichte der Völker.

Sechster Theil.

Fortsetzung.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Kaiser Heinrich VI. und Rom.

Der Zwist zwischen Rom und dem Kaiser dauerte beständig fort, bald mehr, bald minder giftig. Man erzählt, der Pabst Cölestin III. habe, als Heinrich VI. der Sohn des Kaisers Friedrich des Rothbarts kniend die Kaiserkrone erhielt, zu einer Zeit, da er schon über achtzig Jahre alt war, sie durch einen Fußtritt vom Kopfe des Kaisers gestoßen. Dieß ist unwahrscheinlich, aber schon daß man es glaubte, ist genug, um zu zeigen, wie weit der Groll gestiegen war. Hätte der Pabst so sich betragen, diese Unschicklichkeit wäre nur ein Zug von Schwachheit gewesen. Heinrichs VI. Krönung bringt einen größeren Gegenstand und wichtigere Angelegenheiten ins Spiel. Er wollte in den beiden Sicilien herrschen; er ging so weit, wenn schon Kaiser, daß er vom Pabst für Länder die Belehnung annahm, die anfangs Lehen des Reichs gewesen, von denen er zudem sich nicht nur für den Lehnsherrn, sondern auch für den Besitzer hielt. Er verlangt, Lehnsträger des Pabstes zu werden, und der Kaiser weiß

ihn zurück. Die Römer wollten Heinrich nicht zum Nachbar, Neapel nicht zum Herrn; er wurde es wider ihren Willen. Einige Völker sind, wie es scheint, dazu geschaffen, immer zu knechten, und zu warten, welcher Fremdling sie wohl unterjochen werde. Von dem gesetzlichen Geschlechte der normännischen Eroberer übrigte nur noch die Fürstin Konstantia, Tochter des Königs Roger V., Heinrichs VI. Gemahlin. Tankred, ein Bastard aus diesem Geschlecht, war von dem Volk und dem heiligen Stuhl als König anerkannt worden. Wer sollte siegen, Tankred, für den die Wahl, oder Heinrich, für den sein Weib sprach? Die Waffen sollten entscheiden. Vergebens hatten nach Tankreds Tode die beiden Sicilien seinen jungen Sohn als König ausgerufen (1193); Heinrich war zum Sieger bestimmt.

Eine der größten Niederträchtigkeiten, die ein Herrscher begehen kann, war der Hebel seiner Eroberungen. Englands unerschrockener König, Richard Löwenherz, erlitt bei seiner Rückkehr aus den Kreuzzügen bei Dalmatien Schiffbruch; er zog durch das Gebiet eines österreichischen Herzogs. (1194.) Dieser Herzog bricht das Gastrecht, schlägt den englischen König in Ketten, verkauft ihn an Kaiser Heinrich, wie die Araber ihre Sclaven verkaufen. Heinrich gewinnt auf diese Weise ein gewaltiges Lösegeld, und mit diesem Geld erobert er die beiden Sicilien; er läßt den Leichnam des Königs Tankred ausscharren, und der Henker schlägt ihm das Haupt ab, eine eben so abscheuliche, als nutzlose Barbarei! Dem jungen Könige, seinem Sohne, werden die Augen ausgerissen, er wird entmannt, und ins Gefängniß geworfen. Seine Schwestern sperrte man nebst seiner Mutter im Elsaß ein. Die Anhänger dieses unglücklichen Hauses, Freiherrn oder Bischöfe, starben auf dem Blutgerüst. Alle Schätze wurden genommen und nach Deutschland gebracht.

So kam Neapel und Sicilien an die Deutschen, nachdem es von den Franzosen erobert worden war. So standen zwanzig Provinzen unter Herrschern, welche die Natur 300 Meilen weit entfernt hatte: ein ewiger Gegenstand des Zwists, und ein Beleg der Weisheit des salischen Gesetzes; ein Gesetz, das einem kleinen Staate noch mehr frommte, als einem großen. Damals war Heinrich mächtiger sogar, als Friedrich der Rothbart. In Deutschland fast allein Herr, in der Lombardei, in Neapel und Sicilien unumschränkt, Oberlehnsherr von Rom, war er das Schrecken Aller. Seine Grausamkeit war sein Verderben; seine eigene Gattin Konstantia, deren Familie er ausgetilgt hatte, verschwor sich gegen den Wütherich und vergiftete ihn endlich, wie man erzählt.

(1198.) Nach dem Tode Heinrichs zerfiel das deutsche Reich in Spaltungen. In Frankreich war dieses nimmer der Fall; die französischen Könige waren klug oder glücklich genug, die Erbfolge festzustellen. Deutschland war ein Wahlreich. Jeder Bischof und jeder große Herr gab seine Stimme. Das Recht zu wählen und gewählt zu werden schmeichelte dem Ehrgeiz der Fürsten, und brachte manchmal Unheil über den Staat.

Der junge Friedrich II., Heinrichs VI. Sohn, ging aus der Wiege. Eine Partei wählte ihn zum Kaiser, und gab seinem Oheim Philipp [1]) den Titel eines römischen Königs; eine andere Partei krönte seinen Neffen Otho von Sachsen. Die Päbste zogen einen an-

---

[1]) Dieser Philipp erhob Böhmen zu einem Königthum; und wurde von einem Herrn von Wittelsbach im Jahr 1208 ermordet.

deren Vortheil aus den Spaltungen Deutschlands, als die Kaiser aus den italienischen gezogen hatten.

Innocenz III., der Sohn eines Edelmanns von Agnani, errichtete endlich das Gebäude der weltlichen Macht, zu dem seine Vorfahren im Laufe von vier Jahrhunderten die Baumittel aufgehäuft hatten. Philipp mit dem Banne belegen, dem jungen Friedrich mit der Entthronung, dem den Päbsten so verhaßten schwäbischen Hause mit der Ausschließung von der Herrschaft Deutschlands und Italiens drohen, das war der Ton, der seit Gregor VII. gewöhnlich wurde. Doch Innocenz III. hielt sich nicht blos an solche Worte. Die Gelegenheit war zu schön; er gewann das sogenannte Erbtheil des heiligen Stuhls, welches so lange im Streit lag; es gehörte zu den Gütern der bekannten Gräfin Mathildis.

Die Romagna, Ombrien, die Mark Ankona, Orbitella, Viterbo erkannten den Pabst als Herrn an. Er gebot in der That von einem Meere zum andern. Der römische Staat eroberte nicht so viel in seinen vier ersten Jahrhunderten, und zudem galten diese Länder für ihn nicht so viel, als für den Pabst. Innocenz III. eroberte sogar Rom; der neue Senat beugte sich vor ihm; er wurde der Senat des Pabstes und nicht der Römer. Der Titel Consul wurde abgeschafft. Die Priester Roms fingen an, wirkliche Könige zu werden, und die Religion machte sie, nach dem Gang der Geschichte, zu Herren der Könige. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, das damals die Häupter der Kirche, Frankreichs, Deutschlands und Englands mit einander aufführten. Bei allen Vorfällen, die sich in Europa zutrugen, gab Rom den Anstoß. Wir haben die Zwiste des Priesterthums und des Kaiserthums bis auf Pabst Innocenz III. und die Kaiser Philipp, Heinrich und Otho, während Friedrich II. noch jung war,

gesehen, und wenden unsere Augen auf Frankreich, auf England, und die Angelegenheiten, welche diese Reiche mit Deutschland in Berührung brachten.

Funfzigstes Kapitel.

Zustand Frankreichs und Englands im zwölften Jahrhundert.

Die Lehnsherrschaft galt fast in ganz Europa, und das Ritterthum glich sich beinah überall. Vorzüglich war es in Deutschland, Frankreich, England und Spanien eingeführt. Nach den Lehnsgesetzen sagte ein Lehnsherr zu seinem Vasallen: komm mit mir; ich muß den König, meinen Herrn, bekriegen; denn er verweigert mir mein Recht; der Lehnsmann mußte sofort zum König gehen und ihn fragen, ob es wahr sey, daß er seinem Herrn Gerechtigkeit verweigere? war es der Fall, so mußte der Vasall zu bestimmter Zeit im Dienste seines Herrn gegen den König ziehen, oder er ging seines Lehens verlustig. Eine solche Ordnung hätte man, „Gesetz, Bürgerkrieg anzufangen", überschreiben können.

(1158.) Der Kaiser, Friedrich der Rothbart, hob das durch das Herkommen eingeführte Gesetz auf, und das Herkommen hat es ihm zum Trotz in dem Reiche bewahrt, so oft große Vasallen mächtig genug waren, ihr Oberhaupt zu bekriegen. Es war in Frankreich bis zum Untergang des burgundischen Hauses in Kraft. Die Lehnsherrschaft wich in England bald der Freiheit; in Spanien ist sie unumschränkter Macht gewichen.

In den ersten Zeiten des Stamms von Hugo, der uneigentlich der kapetingische genannt wurde, nach einem Spottnamen, den man dem König gab, kämpften alle kleine Vasallen gegen die großen, und oft zogen die Könige gegen die Barone von Frankreich das Schwerdt. Das alte dänische Seeräubergeschlecht, das in der Normandie und England herrschte, begünstigte immer diese Unordnung. Ludwig der Dicke hatte viel Mühe, einen Herrn von Louci, einen Freien von Corbeil, einen Herrn von Mont-Cheri, einen Herrn von dem Dorfe Poiset, einen Herrn von Baudouin, von Chateaufort zu unterwerfen: er wagte nicht einmal und vermochte nicht einmal, diese Vasallen zum Tode zu verdammen. In Frankreich haben sich die Dinge geändert.

Von der Zeit Heinrichs I. an wurde England wie Frankreich regiert. Unter dem König Stephan, dem Sohne Heinrichs, zählte man in England tausend feste Schlösser. Damals vermochten die Könige von Frankreich und England nichts ohne die Zustimmung und Hülfe dieser Menge Baronen. Das war, wie man bemerkt, die Herrschaft der Verwirrung.

(1152.) Ludwig das Kind, König von Frankreich erwarb durch Heirath ein großes Gebiet, aber er verlor es wieder durch Ehescheidung. Seine Gattin, Eleonore, Erbin von Guienne und Poitou, fügte ihm Beschimpfungen zu, die ein Ehemann nicht erfahren sollte. Müde, ihn in den berühmten unglücklichen Kreuzzügen zu begleiten, entschädigte sie sich durch den Verdruß, den sie ihm zuzog, sie sagte, sie behandle den König wie einen Ordensmann. Der König ließ seine Ehe unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft aufheben. Die, welche diesen Fürsten tadelten, daß er bei der Verstoßung seiner Frau das Mitgift nicht zurückbehielt, bedenken nicht, daß ein König von Frankreich damals

zu unmächtig war, um eine solche Ungerechtigkeit zu begehen. Indeß diese Ehescheidung war einer der wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Rechts, den die Geschichtschreiber wohl tiefer hätten untersuchen dürfen. Die Ehe wurde zu Beaugenci durch eine Versammlung französischer Bischöfe geschieden, auf den leeren Vorwand, Eleonore sey Ludwigs Nichte; noch mußten die gasconischen Herren einen Eid schwören, daß die Ehegatten Verwandte seyen, als ob man nur durch einen Eid eine solche Wahrheit erfahren könnte. Nur zu gewiß ist, daß nach den wahrhaften Gesetzen dieser unwissenden Zeit diese Heirath nichtig war. War aber die Heirath nichtig, so waren hiemit die Töchter, welche daraus hervorgingen, Bastarde, dennoch wurden sie als gesetzliche Kinder vermählt. Die Ehe ihrer Mutter Eleonore galt also immer für gültig, trotz der Entscheidung der Kirchenversammlung. Die Kirchenversammlung sprach also nicht die Nichtigkeit, nur die Aufhebung, die Ehescheidung aus; und in dieser Ehescheidungsfrage hütete der König sich wohl, seine Gemahlin des Ehebruchs anzuklagen. Diese Verstoßung in voller Versammlung geschah also auf den leichtfertigsten Grund hin.

Noch muß man wissen, wie Eleonore und Ludwig nach den Gesetzen des Christenthums sich wieder vermählen konnten. Matthäus und Lukas sagen es deutlich genug, daß ein Mann, der seine Gattin verstoßen hat, weder wieder heirathen, noch eine verstoßene freien kann. Dieses Gesetz floß ausdrücklich aus dem Munde Jesu, und doch wurde es nie beobachtet. Welch' ein Stoff für Bannflüche, Interdikte, Verwirrungen und Kriege, wenn damals die Päbste in eine solche Geschichte sich hätten mischen wollen, in welche sie so oft sich mischten.

Heinrich II., ein Abkömmling Wilhelms des Eroberers, in der Folge König von England, bereits Herr der Normandie, von Maine, Anjou, Touraine, war weniger schwierig, als Ludwig das Kind, und glaubte ohne Schimpf eine gefällige Frau freien zu können, die ihm Guienne und Poitou zubrachte.

Die Lehnsherrschaft gefiel den Königen von Frankreich, England und Deutschland gleich wenig. Fast auf die nämliche Weise und fast zur nämlichen Zeit bemühten sich diese Könige, unabhängig von ihren Vasallen, Truppen zu erhalten. Der König Ludwig gab allen Städten seines Gebiets unter der Bedingung Vorrechte, daß jedes Kirchspiel unter dem Panier seines Kirchenheiligen zum Heere stieße, wie die Könige selbst unter dem Panier des heiligen Dionysius ins Feld zogen. Mehrere Leibeigene wurden damals freigesprochen, und Bürger; die Bürger hatten das Recht, ihre Stadtbeamte, ihre Schöppen, und ihre Vorsteher zu wählen.

Die Zeit der Wiederherstellung der Stadt= und Dorf=Verwaltung muß man in die Jahre 1137 und 1138 verlegen. Heinrich II., König von England, gab mehreren Städten gleiche Vorrechte, um für Truppenaushebungen Geld zu erhalten.

(1166.) In Deutschland thaten die Kaiser dasselbe. Z. B. Speier kaufte das Recht, die Bürgermeister zu wählen, troß dem, daß sich der Bischof widersetzte. Die Freiheit, die Gabe der Natur, gab der Geldmangel wieder, der die Fürsten drückte; aber diese Freiheit war nur ein geringerer Grad von Sclaverei, im Vergleich mit den italienischen Städten, die damals sich zu Freistaaten erhoben.

Das diesseitige Italien gestaltete sich, wie das alte Griechenland. Die Mehrzahl dieser großen, freien Bundesstädte mußte, wie es schien, einen bedeutenden Staat

bilden; aber kleine und große Zwingherren zerstörten ihn bald.

Die Päbste pflogen mit jeder dieser Städte, mit dem Königreich Neapel, mit Deutschland, Frankreich, England und Spanien zugleich Unterhandlungen. Alle hatten mit den Päbsten Streitigkeiten, der Vortheil blieb immer auf der Seite des Pabstes.

(1242.) Ludwig das Kind hatte einen seiner Unterthanen, Namens Pierre-la-Chatre von dem Bischofthum Bourges ausgeschlossen; der Bischof, der dennoch erwählt und von Rom unterstützt wurde, that die königlichen Besitzungen in seinem Bisthum in Bann. Hieraus entspinnt sich ein Bürgerkrieg; dieser endigt sich durch Unterhandlungen mit der Anerkennung des Bischofs, und der Bitte, den Bannfluch zurückzunehmen.

Die Könige Englands hatten mit der Kirche andere Zwiste. Heinrich I. ist einer der Könige, dessen Andenken bei den Engländern in der höchsten Ehre steht. Er ist der dritte nach der Eroberung, und trat im Jahr 1100 die Herrschaft an. Sie verdanken ihm die Abschaffung des Gesetzes der Feierglocke, das sie belästigte. Er führte in seinen Staaten gleiches Maaß und Gewicht ein, das Werk eines weisen Gesetzgebers, das in England leicht durchgesetzt, und in Frankreich immer vergeblich vorgeschlagen wurde. Er bestätigte die Gesetze des heiligen Eduards, die sein Vater, Wilhelm der Eroberer, abgeschafft hatte. Endlich entsagte er, um die Geistlichkeit in seinen Vortheil zu ziehen, dem königlichen Vorrechte, das ihm die Nutznießung unbesetzter Pfründen zusprach; ein Recht, das die Könige von Frankreich bewahrten. Vorzüglich unterzeichnete er einen Brief, voll Vorrechte, die er dem Volk zugestand, der erste Ursprung der englischen Freiheiten, die in der Folge so sehr anwuchsen. Sein Vater, Wil-

helm der Eroberer, hatte die Engländer, als er sie nimmer fürchtete, wie Sclaven behandelt. Wenn sein Sohn Heinrich sie so sehr schonte, so hatte er sie nur nöthig. Er war der jüngste Bruder, und hatte seinem älteren, Robert, den Herrscherstab entrissen. Das ist die Quelle so vieler Nachgiebigkeit. Aber so gewandt und so mächtig er war, er konnte seine Geistlichkeit und Rom nicht hindern, sich gegen ihn durch die nämlichen Belehnungen zu empören. Er mußte davon abstehen, und mit dem Lehnseide sich begnügen, den die Bischöfe ihm für das Weltliche leisteten.

Frankreich war frei von diesen Verwirrungen; die Feierlichkeit mit dem Krummstab fand hier nicht Statt, und man kann nicht alle Welt zugleich angreifen.

Wenig fehlte, so waren die englischen Bischöfe in ihren Bisthümern weltliche Fürsten; wenigstens übertrafen sie an Reichthum und Größe die mächtigsten Vasallen der Krone. Unter Stephan, Heinrichs I. Nachfolger, bekriegte ein Bischof von Salisbury, Namens Roger, der verheirathet war, und mit seinem Weibe offene Ehe führte, den König, seinen Herrn; und in einem seiner Schlösser, das während des Kriegs erstürmt wurde, wurde, wie man erzählt, 40000 Mark Silbers gefunden. Wenn ein Mark ein halbes Pfund ist, so ist dieß eine ungeheure Summe. Sind es Thaler, so ist es immer noch viel, wo die Münze so selten war.

Nach Stephans Regierung, die durch Bürgerkriege beunruhigt wurde, gewann England unter Heinrich II. eine neue Gestalt. Er vereinigte die Normandie, Anjou, Touraine, Saintange, Poitou, Guienne mit England, Kornwallis ausgenommen, das noch nicht überwältigt war. Alles war hier ruhig, als dieses Glück durch den großen Streit zwischen dem Könige

und dem heiligen Thomas von Kanterbury gestört wurde.

Dieser Thomas, als Sachwalter von dem Könige Heinrich II. zur Würde eines Kanzlers, und endlich eines Erzbischofes von Kanterbury erhoben, Primas von England, und päbstlicher Gesandter, wurde der Feind der ersten Person des Staats, sobald er die zweite war. Ein Priester beging einen Mord. Der Primas befahl, ihn nun seiner Pfründe zu berauben. Der König, über ihn aufgebracht, warf ihm vor, wenn ein Laie in einem ähnlichen Falle mit dem Tode bestraft und das Verbrechen mit der Strafe so wenig in ein Verhältniß gebracht werde, so heiße das die G[illegible]tlichen zum Frevel einladen. Der Erzbischof behauptete, kein Geistlicher könne mit dem Tode bestraft werden, und schickte seine Briefschaften als Kanzler zurück, um völlig unabhängig zu seyn. Da machte der König in dem Parlamente den Vorschlag, kein Bischof solle nach Rom sich begeben, kein Unterthan auf den heiligen Stuhl sich berufen, kein Vasall, kein Diener der Krone mit dem Banne belegt und seines Amtes enthoben werden dürfen, wenn es nicht der Landesherr erlaube; endlich die Verbrechen der Geistlichkeit sollten den gewöhnlichen Richtern unterworfen werden. Alle weltlichen Pairs nahmen diese Vorschläge an. Thomas verwarf sie Anfangs. Endlich unterzeichnete er so gerechte Gesetze; aber er klagte sich bei dem Pabste an, daß er die Rechte der Kirche verrathen, und versprach, nicht mehr so willfährig zu seyn.

Als er von den Pairs angeklagt wurde, er habe als Kanzler sein Amt untreu verwaltet, weigerte er sich zu antworten, weil er Bischof sey. Er wurde als Aufrührer von den geistlichen und weltlichen Pairs zum Kerker verdammt, entfloh nach Frankreich, und suchte Ludwig das Kind, den natürlichen Feind

des englischen Königs, auf. In Frankreich sprach er den Bann über die Mehrzahl der Herren aus, welche Heinrichs Rath bildeten. Er schrieb ihm: Ich bin Dir freilich Ehrfurcht schuldig, als meinem König, aber als meinem geistigen Sohne bin ich Dir Züchtigung schuldig. Er drohte ihm in seinem Briefe, er werde wie Nebukadnezar in ein Thier verwandelt werden, wenn gleich nach Allem zwischen Nebukadnezar und Heinrich II. keine große Verwandtschaft statt fand.

Der englische König that Alles, um den Erzbischof zur Rückkehr zu seiner Pflicht zu vermögen. Er nahm auf einer seiner Reisen Ludwig das Kind, seinen Oberlehnsherrn zum Schiedsrichter. Der Erzbischof, sagte er zu Ludwig, — es sind seine eigenen Worte — handle mit mir, wie der Heiligste seiner Vorfahren mit dem geringsten der meinigen gehandelt hat, und ich bin damit zufrieden. Es kam zwischen dem König und dem Prälaten ein Scheinfriede zu Stande. Thomas kehrte also nach England zurück, aber er kehrte dahin zurück, nur um alle Geistliche, Bischöfe, Domherren, Pfarrer, die sich gegen ihn erklärt hatten, in den Bann zu thun. (1170.) Sie beklagten sich bei dem Könige, der damals in der Normandie war. Außer sich vor Zorn, rief endlich Heinrich: Ist es denn nicht möglich, daß einer meiner Diener mich an diesem Hetzhund von einem Priester rächt?

Diese mehr als unbesonnenen Worte schienen Jedem den Dolch in die Hände zu geben, der ihn zum Morde dessen, der nur durch das Gesetz bestraft werden konnte, gebrauchen wollte.

(1170.) Vier seiner Diener wanderten nach Kanterbury, und erschlugen mit Keulen am Fuße des Altars den Erzbischof. So wurde ein Mann, den man als einen Empörer hätte behandeln können, zum Mär-

tyrer, und der König mit dem Schimpf und Abscheu des Mordes belastet.

Die Geschichte meldet nicht, welche Gerechtigkeit an diesen vier Mördern geübt wurde.

Man hat bereits gesehen, wie Hadrian IV. Heinrich II. die Erlaubniß gab, Irlands sich zu bemeistern. Der Pabst Alexander III., der Nachfolger Hadrians IV., bestätigte unter der Bedingung die Erlaubniß, daß der König einen Eid schwöre, er habe diesen Meuchelmord nicht befohlen, und daß er barfuß auf das Grab des Erzbischofs walle, um von Domherren gegeißelt zu werden. Es war etwas Großes, Irland zu verschenken, wenn Heinrich das Recht hatte, sich desselben zu bemeistern, und der Pabst, über dasselbe zu verfügen; aber es war etwas Größeres, einen mächtigen und schuldigen König zu zwingen, um Verzeihung für sein Vergehen zu bitten.

(1172.) Der König zog aus, Irland zu erobern. Dieß war ein wildes Land, das ein Graf von Pembroke nur mit 1200 Mann schon theilweise erobert hatte. Dieser Graf von Pembroke wollte seine Eroberung behaupten; Heinrich II., mächtiger als er, und mit einer päbstlichen Bulle versehen, bemeisterte sich ohne Mühe des ganzen Landes. Es blieb immer unter englischer Herrschaft, doch unbebaut, arm und unergiebig, bis am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Ackerbau, die Gewerbsanstalten, die Künste, die Wissenschaften, kurz Alles sich vervollkommnete. (1174.) Irland wurde, wenn gleich unterjocht, eines der blühendsten Länder Europas.

Heinrich II., gegen den seine Kinder sich empörten, vollendete nach der Unterjochung Irlands seine Buße. Er entsagte feierlich allen Herrscherrechten, die er gegen Becket behauptet hatte. Die Engländer mißbilligten diese Entsagung, und sogar seine Reue. Er durfte

freilich seine Rechte nicht abtreten, allein er mußte den Mord bereuen.

Der Vortheil des Menschengeschlechts fordert einen Zügel, der die Herrscher bändigt, und das Leben der Völker sichert. Dieser fromme Zügel hätte, wie wir bereits bemerkten, durch eine allgemeine Uebereinkunft in die Hände der Päbste gelegt werden können. Hätten diese Oberpriester nie sich in weltliche Zwiste gemischt, als um sie zu beschwichtigen, die Könige und Völker über ihre Pflichten belehrt, ihre Vergehen getadelt, die Bannstrahlen für große Frevel aufgespart, sie wären immer für Gottes Ebenbilder auf Erden gehalten worden; aber die Leute hatten zu ihrem Schutze nichts, als die Gesetze und die Sitten ihres Landes; aber Gesetze werden oft verachtet, und Sitten häufig verdorben.

Unter Richard Löwenherz, Heinrichs II. Sohn und Nachfolger, war England ruhig. Er wurde durch seine Kreuzzüge, von denen wir bald sprechen werden, unglücklich, aber sein Land wurde es nicht. Richard führte mit Philipp August einige jener zwischen einem Lehnsherrn und mächtigen Vasallen unvermeidlichen Kriege; sie gestalteten das Glück ihrer Staaten nicht um. Man muß alle Kriege der Art zwischen christlichen Fürsten als Zeiten der Pest betrachten, welche die Länder verheeren, ohne ihre Gränzen, Gebräuche und Sitten zu verändern. Das Merkwürdigste in diesen Kriegen war, daß Richard, wie man erzählt, Philipp August seine Urkundensammlung nahm, die ihm stets nachgeführt wurde; sie enthielt das Einzelne über die königlichen Einkünfte, ein Verzeichniß seiner Vasallen, und die Liste von seinen Sklaven und Freigelassenen. Man bemerkt, der König von Frankreich habe eine neue Urkundensammlung anlegen müssen, in der seine Rechte eher vermehrt, als gemindert worden

seyen. Es ist kaum wahrscheinlich, daß man auf Heerzügen seine Urkunden auf Wagen, wie Mundvorrath, mitschleppt. Allein welche Unwahrscheinlichkeit berichten uns nicht die Geschichtschreiber. (1194.) Eine andere merkwürdige Thatsache ist die Gefangenschaft eines Bischofs von Beauvais, den der König Richard mit den Waffen in der Hand ergriff. Der Pabst Cölestin III. foderte ihn zurück. Gib mir meinen Sohn wieder, schrieb er an Richard, der König schickte dem Pabst den Panzer des Bischofs zu, mit der Antwort aus Josephs Geschichte: siehe, ob es deines Sohnes Rock sey, oder nicht.

Noch muß man in Beziehung auf diesen kriegerischen Bischof bemerken, daß, wenn die Lehens=Gesetze die Bischöfe auch nicht zum Kampfe verpflichteten, dennoch diese sie verpflichteten, ihre Vasallen zum Sammelplatze der Kriegshaufen zu führen.

Philipp August bemächtigte sich des Weltlichen der Bischöfe von Orleans und Auxerre, weil er diesen Mißbrauch, der eine Pflicht geworden war, nicht erfüllte. Die verurtheilten Bischöfe begannen mit Bannstrahlen, und endigten mit der Bitte um Verzeihung. (1199.) Johann ohne Land, der Richards Nachfolger wurde, sollte ein sehr großer Länderbesitzer werden: denn seinen großen Besitzungen fügte er die Bretagne bei, welche er seinem Neffen Artus entriß, dem dieses Gebiet von seiner Mutter zugefallen war. Aber weil er fremdes Eigenthum rauben wollte, verlor er Alles, was er hatte, und wurde endlich ein großes schlechte Fürsten schreckendes Beispiel. Er begann mit der Eroberung von Bretagne, das seinem Neffen Artus gehörte, nahm ihn in der Schlacht gefangen, und ließ ihn in einem Thurme von Rouen einkerkern, ohne daß man erfahren konnte, was aus diesem Jüngling ge-

worden sey. Mit Recht klagte Europa den König Johann des Neffenmords an.

Zum Glück für die Belehrung aller Könige kann man sagen, dieses erste Verbrechen sey die Quelle seines ganzen Unglücks gewesen. Die Lehensgesetze, welche sonst so manche Unordnungen hervorbrachten, wurden hier durch ein auffallendes Beispiel von Gerechtigkeit gezeichnet. Die Gräfin von Bretagne, die Mutter des Artus, übergab dem Gerichtshof der Pairs von Frankreich eine Bittschrift, welche die Barone von Bretagne unterzeichnet hatten. Der König von England wurde aufgefodert, vor den Pairs zu erscheinen. Die Vorfoderung wurde ihm zu London von Waffenknechten mitgetheilt. Der angeklagte König schickte einen Bischof an Philipp August, um einen Geleitsbrief sich zu erbitten. Er komme, sagte der König, er kann es. Ist ihm die Rückkehr sicher? fragt der Bischof. Ja, wenn der Spruch der Pairs es gestattet. (1203). Da der Angeklagte nicht erschien, verdammten ihn die Pairs von Frankreich zum Tode, und erklärten alle seine französischen Besitzungen für eingezogen. Aber, wer waren diese Pairs, die über einen König von England das Todesurtheil aussprachen? es waren keine Geistliche, welche einem peinlichen Gerichte nicht beiwohnen durften. Man erzählt nicht, daß damals zu Paris ein Graf von Lanlaust sich aufhielt, und niemals sah man eine Verhandlung der Pairs, welche diese Grafen unterzeichnet hätten. Balduin IX, Graf von Flandern, war damals in Konstantinopel, wo er sich um die Trümmer des östlichen Reiches bewarb. Der Graf von Champagne war todt, und die Nachfolge strittig, der Angeklagte war eben der Herzog von Guienne und der Normandie. Die Versammlung der Pairs war aus den großen Baronen zusammengesetzt, und ging unmittelbar bei der Krone

zu Lehen. Dieß ist ein sehr wichtiger Punkt, den unsere Geschichtschreiber hätten untersuchen sollen, statt nach ihrem Gefallen die Schlachtschaaren zu ordnen, und sich auf den Sitzen einiger erlogenen Schlösser träg niederzulassen.

Die Versammlung der französischen Barone, welche den König von England verdammte, war ohne Zweifel die nämliche, welche damals zu Melun zusammenberufen wurde, um die Lehensgesetze zu ordnen, stabilimentum feudarium. Eudes, Herzog von Burgund, führte hier unter dem König Philipp August den Vorsitz. Man sieht noch am Schlusse der Urkunden dieser Versammlung die Namen Herve, Grafen von Nevres, Renaud, Grafen von Boulogne, Gaucher, Grafen von Saint-Paul, Guide-Dampierre: das Merkwerdigste ist, daß man keinen Großbedienten der Krone findet. Philipp erfüllte bald seine Pflicht, die Früchte von dem Verbrechen des Königs, seines Vasallen einzusammeln. Der König Johann zeigte die Gesinnung eines feigen Wütherichs. Er ließ sich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen, und zog sich nach England zurück, wo er gehaßt und verachtet war. Anfangs fand er einige Hülfe in dem Stolze des englischen Volkes, das über die Verdammung seines Königs in Frankreich entrüstet war; aber die englischen Barone wurden bald müde, einem König Geld zu geben, der damit nicht umzugehen wußte. Um das Elend zu vollenden, entzweite sich Johann mit dem römischen Hofe wegen eines Erzbischofs von Kanterbury, den der Pabst den Gesetzen zuwider auf seine Faust einsetzen wollte.

Innocenz III., unter dem der heilige Stuhl so furchtbar wurde, sprach über England den Bann aus, und verbot allen Unterthanen Johanns ihm zu gehorchen. Dieser kirchliche Blitzstrahl war in der That furchtbar, weil ihn der Pabst in Philipps Hände nie-

verlegte, dem er das Königreich England als ewiges Erbe übertrug, und die Vergebung aller seiner Sünden gelobte, falls es ihm gelänge, sich dieses Landes zu bemeistern. Er gestand ihm sogar den nämlichen Ablaß zu, wie denen, welche in das heilige Land zogen. Der König von Frankreich erklärte damals nicht, daß der Pabst kein Recht habe, Kronen zu verschenken: er selbst war einige Jahre vorher, im Jahre 1199 von dem nämlichen Pabste mit dem Banne belegt, und sein Königreich gleichfalls des Gehorsams entbunden worden, weil er seine Frau wechseln wollte. Er hatte damals die römischen Verdammungsurtheile für Uebermuth und Mißbrauch erklärt, und das Zeitliche jedes Bischofs und jedes Priesters an sich gerissen, die so schlechte Franzosen waren, daß sie dem Pabste gehorchten. Ganz anders dachte er, als er der Vollstrecker einer Bulle wurde, die ihm England gab. Damals nahm er seine Frau wieder zu sich, deren Scheidung ihm so viele Bannflüche auf den Hals geladen hatte, und dachte nur an die Vollstreckung des römischen Spruchs. Ein Jahr verwandte er zur Ausrüstung von 1700 Fahrzeugen, und zur Sammlung des schönsten Heeres, das Frankreich je gesehen hatte. Der Haß, den man in England gegen König Johann hegte, galt Philipp für ein zweites Heer. Philipp August war zum Abgang bereit, und Johann machte seiner Seits den letzten Versuch, ihn auszusöhnen. So gehaßt er von einem Theile des Volks war, die ewige Eifersucht der Engländer gegen Frankreich, die Entrüstung über das Verfahren des Pabstes, die stets mächtigen Vorrechte der Krone verschafften ihm ein Heer von fast 60000 Mann, an deren Spitze er bis Dover vorrückte, um den zu empfangen, der in Frankreich ihn verurtheilt hatte und in England vom Throne stürzen sollte. Europa wartete also auf eine entscheidende Schlacht zwischen beiden Köni-

gen, als der Pabst beide betrog, und listiger Weise das für sich nahm, was er Philipp August gegeben. Pandolf, ein Unterdiakonus, sein Diener, Gesandter in Frankreich und England, führte diese eigene Unterhandlung. Er setzt nach Dover über, unter dem Vorwand, mit den Baronen zu Gunsten des französischen Königs zu sprechen. (1213). Er sieht den König Johann: du bist verloren, sagte er zu ihm, das französische Heer geht unter Segel; das deinige verläßt dich; du hast keine Hülfe; ergib dich gänzlich dem heiligen Stuhl. Johann willigte ein, und schwur darauf einen Eid, und sechszehn Barone beschwuren das Nämliche bei der Seele des Königs. Ein sonderbarer Eid, der sie verpflichtete, alles zu thun, was man ihnen vorschlagen würde, ohne es zu wissen. Der schlaue Italiener schreckte dergestalt den König und bearbeitete die Barone so trefflich, daß endlich Johann am 15ten Mai 1213 im Hause der Tempelritter, in der Vorstadt von Dover, knieend, seine Hände in die des Gesandten gelegt, folgende Worte sprach:

Ich, Johann von Gottes Gnaden König von England und Herr von Irland, übergebe zur Sühne meiner Sünden aus eigenem reinen Willen, nach dem Rathe meiner Barone der römischen Kirche, dem Pabst Innocenz und seinen Nachfolgern die Königreiche England und Irland mit allen ihren Rechten: ich werde sie als Lehensträger des Pabstes behalten: ich werde Gott, der römischen Kirche, dem Pabst, meinem Herrn und seinen gesetzlichen Nachfolgern treu seyn. Ich verbinde mich, ihm jährlich 1000 Mark Silbers als Abgabe zu bezahlen, nämlich 700 für England, und 300 für Irland.

Das war viel in einem Lande, das damals sehr wenig Geld hatte, und in dem keine Goldmünze geschlagen wurde.

Dem Gesandten gab man sogleich Geld als die erste Zahlung der Abgabe: man übergab ihm auch die Krone und das Scepter. Der italiänische Diakonus wälzte das Geld mit den Füßen umher und behielt Krone und Scepter fünf Tage. Endlich schickte er dem König den Schmuck zurück, als Geschenk des Pabstes, ihres gemeinschaftlichen Gebieters.

Philipp August wartete zu Boulogne auf die Rückkehr des Gesandten, um in die See zu stechen. Der Gesandte kehrte zurück, um ihm zu melden, er dürfe England nicht angreifen, es sey ein Lehen der römischen Kirche, und Johann ihr Schützling geworden. Das Geschenk, das der Pabst Philipp August mit England machte, konnte damals für ihn übel ausschlagen. Ein Neffe des Königs Johann, der gleichfalls im Bann war, verband sich mit ihm, um sich Frankreich entgegenzustemmen, das zu furchtbar wurde. Es war dieß Kaiser Otho IV., der auf einmal dem jungen Friedrich II., Sohne Heinrichs VI. das Reich, und dem Pabst Italien streitig machte. Dieß ist der einzige deutsche Kaiser, der je persönlich eine Schlacht gegen einen französischen König schlug.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Otho IV. und Philipp August im dreizehnten Jahrhundert.

Wenn schon das Gleichgewicht der Staaten Europas erst in den letzten Zeiten sich entwickelte, vereinigte man sich doch immer, wie es scheint, so sehr es nur

immer möglich war, gegen überwiegende Mächte. Deutschland, England und die Niederlande waffneten sich gegen Philipp August, wie in der Folge gegen Ludwig XIV. Ferrand, Graf von Flandern, verband sich mit Kaiser Otho. Er war Philipps Vasall, aber eben darum erklärte er sich gegen ihn, so gut, als der Graf von Boulogne. Weil Philipp das päbstliche Geschenk hatte annehmen wollen, brachte er sich auf diese Art an den Rand das Verderbens. Sein Glück und sein Muth riß ihn aus der Gefahr mit dem größten Ruhme, den je ein König von Frankreich erwarb.

Zwischen Lille und Tournay ist ein kleines Dorf Banvines genannt, in dessen Nähe Otho mit einem Heere, das, wie man erzählt, aus mehr als 100000 Mann bestand, den König angriff, der kaum die Hälfte hatte. (1215). Das Gefecht begann mit der Armbrust; diese Waffe war am Ende des zwölften Jahrhunderts im Gebrauch. Aber den Tag entschied die schwere eisenbedeckte Reiterei. Die vollständige Reiterrüstung war ein Vorrecht der Ehre, welche die Bereiter nicht ansprechen konnten; es war ihnen nicht erlaubt, unverwundbar zu seyn. Alles was ein Reiter zu befürchten hatte, war eine Wunde ins Gesicht, wenn er den Helmsturz erhob; ein Hieb in die Seite, wo der Panzer aufhört, wenn er ermattet war, und sein Panzerhemd abgenommen wurde, endlich unter den Achseln, wenn er den Am erhob.

Außerdem gab es noch Reiterhaufen, die aus den Gemeinen gezogen wurden, und minder gut bewaffnet waren, als die Ritter. Das Fußvolk trug nach Belieben Vertheidigungswaffen: Angriffswaffen waren das Schwerdt, der Pfeil, die Keule, die Schleuder.

Ein Bischof stellte Philipp Augusts Heer in Schlachtordnung; er hieß Guerin und wurde zum Bisthum Senlis ernannt. Der Bischof von Beauvais,

der so lange in der Gefangenschaft des englischen Königs Richard war, befand sich gleichfalls in dieser Schlacht. Er bediente sich hier immer einer Keule und sagte, es würde gegen die Regel seyn, wenn er menschliches Blut vergösse. Man weiß nicht, wie der Kaiser und der König ihre Schaaren aufstellte. Philipp ließ vor der Schlacht den Psalmen: „Mache dich auf, o Gott, so werden deine Feinde zerstieben" anstimmen, wie wenn Otho gegen Gott gekämpft hätte. Vorher sangen die Franzosen Lieder zu Ehren Karls des Großen und Rolands. Die kaiserliche Standarte war auf Rädern. Es war eine lange Stange, die einen Drachen von gemaltem Holze trug, auf dem Drachen erhob sich ein Adler aus vergoldetem Holze. Frankreichs Standarte war ein vergoldeter Stab mit einer Fahne von weißer Seide; von Lilien durchwoben; das, was lange Zeit nur der Gedanke des Malers war, wurde das Wappen der französischen Könige. Alle Kronen langobardischer Könige, von denen man in Muratori treue Abbildungen sieht, sind mit diesem Schmucke bedeckt, der nichts ist, als das Eisen einer Lanze, mit zwei andern krummen Eisen verbunden, eine wahre Hellebarde.

Außer der königlichen Standarte ließ Philipp August die Oriflamme des heiligen Dionysius vortragen. Wenn der König in Gefahr war, erhöhte oder senkte man die eine oder die andere dieser Fahnen. Jeder Ritter hatte gleichfalls die seinige, und große Ritter ließen das sogenannte Panner vortragen. Die Fahnen des Fußvolks, das fast ganz aus Knechten bestand, hießen auch Panner. Das Feldgeschrei der Franzosen war mon joie saint Denis, das der Deutschen Kyrie eleison.

Ein Beweis, daß die wohlgewappneten Ritter nichts befahrten, als vom Pferde geworfen zu werden, und nur durch ein sehr großes Ungefähr verwundet wurden,

ist der König Philipp August, der, von seinem Pferde gerissen, lange Zeit von Feinden umringt wurde, und Hiebe von jeder Waffengattung erhielt, ohne einen Tropfen Bluts zu verlieren.

Man erzählt sogar, ein deutscher Soldat habe ihm, als er auf der Erde lag, einen Speer mit Wiederhaken in die Kehle stoßen wollen, ohne zum Zweck zu gelangen. In der Schlacht fiel kein Ritter, außer Wilhelm von Longchamp, der unglücklicher Weise einen Hieb in das Auge durch den Helmsturz erhielt. Auf deutscher Seite waren fünf und zwanzig Pannerherren, und sieben Reichsgrafen Gefangene, aber kein Verwundeter.

Kaiser Otho verlor die Schlacht. Man tödtete, wie erzählt wird, 30000 Deutsche, eine wahrscheinlich übertriebene Angabe. Der französische König machte nach dem Siege von Banvines auf deutscher Seite keine Eroberung; allein seine Gewalt über seine Vasallen wuchs.

Am meisten verlor in dieser Schlacht Johann von England, dessen letzte Hülfe Kaiser Otho zu seyn schien. (1218.) Otho starb bald darauf als Büßender. Er ließ sich von seinen Küchenjungen mit den Füßen umherrollen, und von Mönchen geißeln, nach der Meinung der Fürsten damaliger Zeit, welche durch einige Züchtigungen das Blut so vieler Tausende zu sühnen gedachten.

Es ist falsch, wie manche Geschichtschreiber erzählen, Philipp habe am Tage des Sieges von Banvines die Nachricht von einem andern Siege erhalten, den sein Sohn Ludwig VIII. gegen König Johann errungen. Im Gegentheil Johann gewann in Poitou einige Vortheile, allein der Hülfe seiner Bundesgenossen beraubt, schloß er mit Philipp einen Waffenstillstand. Er hatte ihn nöthig; seine eigenen Unterthanen wurden seine

größten Feinde; er sank in Verachtung, weil er sich zum Lehnsträger von Rom machte. Die Barone zwangen ihn, den bekannten Freibrief, Charta magna genannt, zu unterzeichnen.

König Johann glaubte sich dadurch, daß er in diesem Freiheitsbrief die natürlichsten Rechte seinen Unterthanen zugestand, tiefer gekränkt als dadurch, daß er römischer Unterthan wurde; er klagte über diese Charte, als über die größte Beleidigung seiner Würde: indeß, was findet man darin, das die königliche Gewalt wirklich kränkte? Bei dem Tode eines Grafen soll sein mündiger Sohn der Krone hundert Mark Silbers bezahlen, um in den Lehensbesitz einzutreten; und ein Baron hundert Schillinge; kein königlicher Vogt soll von den Landleuten Pferde nehmen, ohne täglich für ein Pferd fünf Sous zu entrichten. Wenn man die ganze Charte durchläuft, so findet man nur, daß die Rechte der Menschheit nicht genug geschützt sind, man sieht, daß die Gemeinden, welche die größte Last tragen, und die bedeutendsten Dienste leisten, keinen Theil an der Regierung haben, die ohne sie nicht bestehen könnte. Doch beklagte sich Johann; er forderte bei dem Pabst, seinem neuen Gebieter, Gerechtigkeit.

Der Pabst Innocenz III., der den König in Bann gethan hatte, thut nun die englischen Pairs in Bann. Die gekränkten Pairs thun, was der nämliche Pabst gethan hatte; sie bieten Frankreich die englische Krone an. Philipp August, der Ueberwinder Deutschlands, der Besitzer fast aller Staaten Johanns in Frankreich, betrug sich, auf den englischen Thron gerufen, als großer Staatsmann. Er forderte die Engländer auf, seinen Sohn Ludwig zu ihrem König zu verlangen. Sofort erschienen Gesandte von Rom, die ihm vergeblich vorstellten, Johann sey der Lehensträger des heiligen Stuhls. Da erklärt Ludwig im Einklang mit seinem

Vater dem Gesandten: Mein Herr, ich bin euch für die Lehen, die ihr mir in Frankreich zugetheilt habt, pflichtig, aber ihr könnet nicht über das Königreich England entscheiden, und wenn ihr es thut, so werde ich mich an meine Pairs wenden [1]).

Nach dieser Erklärung reiste er nach England troz des öffentlichen Verbots seines Vaters, der ihn insgeheim mit Geld und Leuten unterstüzte. Innocenz III. schleuderte vergeblich gegen Vater und Sohn den Bannstrahl; die französischen Bischöfe erklärten die Bannung des Vaters für nichtig. Bemerken wir doch, daß sie nicht wagten, die des Ludwig umzustoßen, d. h. sie gestanden, daß die Päbste das Recht hätten, die Fürsten in den Bann zu thun. Sie konnten den Päbsten dieses Recht nicht streitig machen, weil sie sich selbst dasselbe anmaßten: aber sie sparten das sich noch auf, zu entscheiden, ob der Bannspruch des Pabstes gerecht, oder ungerecht sey. Die Fürsten waren damals wohl unglücklich, da sie beständig zu Haus und zu Rom den Bann zu befahren hatten; aber die Völker waren noch unglücklicher; der Bannfluch fiel immer auf sie zurück, und der Krieg plünderte sie aus.

Philipp Augusts Sohn wurde feierlich zu Londen als König anerkannt. Er unterließ nicht, Gesandte abzuordnen, um sich vor dem Pabste zu vertheidigen. Dieser Priester genoß die Ehre, die früher der römische Senat genossen hatte, Richter der Könige zu seyn. (1216.) Er starb, eh' er ein entscheidendes Urtheil gab.

Johann ohne Land, der in seinem eigenen Reiche von Stadt zu Stadt umherzog, starb zur nämlichen

---

[1]) Dieß ist großer Beweis, daß die Pairs damals über alle wichtigen Angelegenheiten entschieden

Zeit, von aller Welt verlassen in einem Flecken der Provinz Norfolk. Ein Pair von Frankreich hatte früher England erobert und behauptet, ein König von Frankreich behauptete es nicht.

Nach dem Tode Johanns von England mußte Ludwig VIII. noch zu Lebzeiten Philipp Augusts das nämlich Land räumen, das ihm zum Könige begehrt hatte; statt seine Eroberung zu vertheidigen, trat er einen Kreuzzug gegen die Albigenser an, die man damals auf römische Urtheilssprüche hin erwürgte.

Er regierte nur ein Jahr in England; die Engländer zwangen ihn, ihrem König Heinrich, über den sie noch nicht unzufrieden waren, den Thron zurückzugeben, welchen sie Johann dem Vater dieses Heinrichs entrissen hatten. So bedienten sie sich Ludwigs nur als eines Werkzeugs, um sich an ihrem Herrscher, zu rächen. Der römische Gesandte, der sich zu London aufhielt, bestimmte gebieterisch die Bedingungen, unter welchen Ludwig England verließ. Der Gesandte, der über ihn den Bann gesprochen hatte, weil er trotz des Pabstes in London zu regieren gewagt, befahl ihm, zwei Jahre lang den zehnten Theil seiner Einkünfte an Rom als Buße zn bezahlen. Seine Bedienten wurden zum zwanzigsten Theile verurtheilt, und die Kaplane, die ihn begleitet hatten, mußten zu Rom ihre Lossprechung erflehen. Sie traten die Reise an; man befahl ihnen, an den vier großen Festen zu Paris, an der Pforte der Kathedrale barfuß und im Hemde zu erscheinen, mit Ruthen in der Hand, mit welchen die Domherren sie geißeln sollten. Ein Theil dieser Buße wurde, wie man erzählt, erfüllt. Dieses unglaubliche Schauspiel fiel unter einem klugen, muthigen Könige, unter Philipp August, vor, der die Schmach seines Sohnes und seines Volkes ertrug. Der Sieger von Bauvines endigte seine glänzende Laufbahn nicht ruhm=

voll. (1225.) Er hatte sein Reich mit der Normandie, Maine und Poitou vermehrt; die übrigen Besitzungen, die England angehörten, waren noch von vielen Heeren vertheidigt.

Zur Zeit Ludwigs VIII. war ein Theil von Guienne französisch, der andere englisch. Damals gab es hier Nichts großes, Nichts entscheidendes. Nur die letzte Willenserklärung Ludwigs VIII. verdient einige Aufmerksamkeit. Er vermachte jedem von den 2000 Siechenhäusern, die in seinem Reiche waren, hundert Sous. Die Christen brachten nur den Aussatz, als Lohn ihrer Kreuzzüge, zurück. Der seltene Gebrauch von Leinwand, und die Unreinlichkeit des Volkes mag die Zahl der Aussätzigen bedeutend vermehrt haben. Hier ist der Ort, eine befremdliche Erzählung abzuweisen, die alle unsere Geschichtschreiber geben. Sie sagen, als Ludwig VIII. au dem Todtenbette lag, haben die Aerzte erklärt, es gebe für ihn kein anderes Heilmittel, als den Gebrauch von Frauenzimmern, und darum ein junges Mädchen in sein Bett gelegt; allein der König habe sie fortgejagt, da er, wie sie melden, lieber sterben, als ein Todesverbrechen begehen wollte. Der Pater Daniel schickt in seiner Geschichte von Frankreich diese Begebenheit als die herrlichste Großthat Ludwigs VIII. der Lebensbeschreibung dieses Fürsten voran.

Dieses Mährchen wurde auf mehrere andere Herrscher übergetragen. Es ist indeß, wie alle andere Erzählungen dieser Zeit, nur die Frucht der Unwissenheit. Man sollte doch heut zu Tage wissen, daß der Genuß eines Mädchens keinen Kranken heilt; außerdem, wenn Ludwig nur durch diese Arznei wieder genesen konnte, so hatte er seine Frau Blanka, die sehr schön und wohl im Stande war, ihm das Leben zu retten. Der Jesuite Daniel behauptet nun, Ludwig sey rühmlich gestorben, da er der Natur nicht willfahrte, und die Ketzer

bekämpfte. Es ist wahr, daß er vor seinem Tode nach Languedoc ging, um sich eines Theils der Grafschaft Toulouse zu bemächtigen, die der junge Amanri, Graf von Montfort, der Sohn des Räubers, an ihn verkaufte. Aber ein Land von Einem kaufen, dem dieses Land gar nicht gehört, heißt das für den Glauben kämpfen? Wenn eine gerechte Seele die Geschichte liest, so muß sie fast immer streiten.

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Kaiser Friedrich II.

Gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, als Philipp August noch herrschte, als Johann ohne Land durch Ludwig VIII. sein Reich verlor, als nach dem Tode Johanns und Philipp Augusts Ludwig VIII. verjagt aus England, in Frankreich herrschte, und Heinrich III. England überließ, in diesen Zeiten erschöpften die Kreuzzüge und die Verfolgungen der Albigenser ohne Unterlaß Europa. Kaiser Friedrich II. ließ die schlecht vernarbten Wunden Deutschlands und Italiens bluten. Der Streit der kaiserlichen Krone und der römischen Bischofsmütze, die Parteien der Guelfen und Gibellinen, der Haß der Deutschen und Italiäner verwirrten die Welt mehr als je. Friedrich II., Sohn Heinrichs VII. und Neffe des Kaisers Philipp saß auf dem Thron, den sein Nebenbuhler Otho IV. vor seinem Tode verließ.

Die Kaiser waren damals viel mächtiger als die Könige von Frankreich; denn außer Schwaben und

den bedeutenden Länderstrecken, die Friedrich in Deutschland besaß, hatte er auch Neapel und Sicilien als Erbe. Die Lombardei gehörte ihm als altes kaiserliches Besitzthum; aber die Freiheit, der damals die Städte Italiens Opfer brachten, beachtete das Eigendthum der deutschen Cäsaren wenig. In Deutschlan war es eine zügellose räuberische Zeit, die lange andauerte. Das Räuberwesen hob sich dergestalt, daß die Herren es unter ihre Rechte zählten, auf den Landstraßen in ihren Bezirken zu rauben, und falsche Münze zu schlagen. (1219.) Friedrich II. zwang sie auf dem Reichstage zu Eger zu schwören, nicht mehr ähnliche Rechte auszuüben, und, um ihnen ein Beispiel zu geben, entsagte er dem, das seine Vorfahren sich beigelegt hatten, dem Rechte, bei dem Tode der Bischöfe ihre Hinterlassenschaft wegzunehmen. Dieser Raub wurde damals überall, selbst in England, gut geheißen.

In dieser Zeit bestanden die lächerlichsten und rohsten Gebräuche. Die Herren hatten das Recht ausgesonnen, die erste Nacht bei den Bräuten ihrer bürgerlichen Vasallen schlafen zu dürfen. Bischöfe, Aebte hatten dieß Recht als hohe Barone: in dem letzten Jahrhundert ließen sich Einige von ihren Unterthanen dafür bezahlen, daß sie diesem Rechte, welches in Schottland, in der Lombardei, in Deutschland und in den Bezirken Frankreichs galt, entsagten. — Das die Sitten, die zur Zeit der Kreuzzüge herrschten.

Italien war weniger barbarisch, aber nicht weniger unglücklich. Der Streit des Kaiser = und Priesterthums hatte die guelfische und gibellinische Partei hervorgerufen, welche Städte und Familien spaltete.

Mailand, Brescia, Mantua, Vicenza, Padua, Treviso, Ferrara, und fast alle Städte der Romagna, die unter dem Schutze des Pabstes standen, waren unter einander gegen den Kaiser verbündet.

Er hatte für sich Cremona, Bergamo, Modena, Parma, Reggio, Trient. Viele andere Städte waren in die guelfische und gibellinische Partei gespalten. Italien war der Schauplatz nicht eines Krieges, sondern hundert Bürgerkriege, die, indem sie die Geister und Gemüther reizten, die neuen Machthaber Italiens nur zu sehr an den Meuchelmord und Giftmischerei gewöhnten.

Friedrich II. war in Italien geboren, er liebte diesen lieblichen Himmel, und konnte das Land und die Sitten Deutschlands nicht ertragen, von dem er funfzehn volle Jahre entfernt war. Sein großer Plan war offenbar der, in Italien den Thron neuer Cäsaren zu gründen. Das allein hätte die Gestalt Europas umwandeln können. Das ist der geheime Knoten aller Zwiste, die er mit den Päbsten bestand. Er gebrauchte wechselsweise List und Gewalt, und der heilige Stuhl bekämpfte ihn mit den nämlichen Waffen. Honorius III. und Gregorius IX. konnten ihm nicht anders widerstehen, als daß sie ihn entfernten, und zum Kampfe in das heilige Land schickten. Es war dieß ein Vorurtheil der Zeit; der Kaiser mußte diese Unternehmung geloben, aus Furcht, er möchte sonst für keinen Christen gehalten werden. Er that aus Staatsklugheit das Gelübde, und verschob aus Staatsklugheit die Reise.

Gregorius IX. spricht herkömmlicher Weise über ihn den Bann aus. Friedrich reist ab; und während er den Kreuzzug thut, thut der Pabst zu Rom einen gegen ihn. Nachdem er mit den Sultanen unterhandelt, kehrt er zurück, um den heiligen Stuhl zu bekämpfen. Im Weichbild von Kapua findet er seinen eigenen Schwiegervater, Johann von Brienne, den Namenskönig von Jerusalem, an der Spitze der päbstlichen Soldaten, die das Zeichen der beiden Schlüssel auf der

Schulter trugen. Die Gibellinen trugen das Zeichen des Kreuzes, und die Kreuze schlugen die Schlüssel bald in die Flucht. Da blieb Gregor IX. kein andres Hülfsmittel übrig, als Heinrich, den König der Römer, Friedrichs Sohn, zur Empörung gegen seinen Vater zu bewegen, wie Gregor VII., Urban II. und Paschalis II. die Söhne Heinrichs IV. zu den Waffen riefen. (1235.) Aber Friedrich glücklicher als Heinrich IV. bemächtigt sich seines aufrührerischen Sohnes, setzt ihn auf dem berühmten Reichstage zu Mainz ab, und verdammt ihn zu ewiger Gefangenschaft.

Für Friedrich war es leichter, seinen Sohn auf dem deutschen Reichstage verdammen zu lassen, als von ihm Geld und Truppen zur Unterjochung Italiens zu erhalten. Er hatte immer Macht genug, Italien mit Blut zu bespritzen, aber nie, es zu bezwingen. Die Guelfen, Anhänger des Pabstthums und noch mehr der Freiheit, hielten der Macht der Gibellinen, der Freunde des Kaisers, immer das Gleichgewicht.

Sardinien war noch ein Gegenstand des Kriegs zwischen dem Reich und dem Pabstthum, und folglich der Bannsprüche. Der Kaiser bemächtigte sich fast der ganzen Insel. Damals klagte Gregor öffentlich Friedrich der Ungläubigkeit an. Wir haben Beweise, sagt er in seinem Umlaufsschreiben vom ersten Juli 1239, daß er öffentlich erklärte, die Welt sey von drei Betrügern, Moses, Jesus Christus und Mahomed hintergangen worden. Aber er stellt Jesus Christus weit unter die andern; er sagt, sie haben ruhmvoll gelebt, er sey nur ein Mensch aus der Hefe des Volks gewesen, der Seinesgleichen gepredigt. Der Kaiser, fügt er hinzu, behauptet, der eine Gott und Schöpfer könne nicht der Sohn eines Weibes oder gar einer Jungfrau seyn. Auf diesen Brief des Pabstes hin glaubte man seit langer Zeit, es habe ein Buch unter dem Titel, de tribus im-

postoribus gegeben; man hat dieses Buch von Jahrhundert zu Jahrhundert gesucht, und nie gefunden.

Diese Anklagen, die nichts mit Sardinien zu schaffen hatten, hinderten den Kaiser nicht, dasselbe zu behalten; die Spaltungen zwischen Friedrich und dem heiligen Stuhl hatten die Religion nie zu ihrem Gegenstand; und doch bannten ihn die Päbste, predigten wider ihn Kreuzzüge und setzten ihn ab. Ein Kardinal, Namens Jakob, Bischof von Palestrine, brachte dem jungen Ludwig IX. Briefe des nämlichen Pabstes Gregor nach Frankreich, in welchen seine Heiligkeit Friedrich II. absetzte und aus eigener Machtvollkommenheit dem Bruder des Königs, dem Grafen Robert von Artois, das Reich übertrug. Das hieß seine Zeit übel wählen; Frankreich und England waren im Krieg. Die Barone von Frankreich, die sich während der Minderjährigkeit Ludwigs erhoben hatten, waren noch während seiner Volljährigkeit mächtig. Man behauptet, sie haben geantwortet, ein Bruder des Königs von Frankreich brauche kein Reich, und der Pabst habe weniger Religion als Friedrich. Eine solche Antwort ist zu wenig wahrscheinlich, als daß sie wahr seyn könnte.

Nichts zeichnet die Sitten und Gebräuche dieser Zeit besser, als die Ereignisse bei der Forderung des Pabstes.

Er wendete sich an die Mönche von Citeaux, zu denen, wie er wußte, der heilige Ludwig mit seiner Mutter als Pilger kam. Er schrieb an das Kapitel: Beschwöret den König, daß er den Pabst gegen den Sohn des Teufels, gegen Friedrich, schütze, es ist nothwendig, daß mich der König in sein Reich aufnehme, wie Alexander III. gegen die Verfolgungen Friedrichs I. und der heilige Thomas von Kanterbury gegen die des englischen Königs, Heinrichs II. aufgenommen wurde.

Der König kam wirklich nach Citeaux, wo er von 500 Mönchen empfangen wurde, die ihn in den Versammlungsort führten; hier knieeten alle vor ihm nieder, und baten ihn mit gefalteten Händen, den Pabst nach Frankreich ziehen zu lassen. Ludwig warf sich gleichfalls vor den Mönchen auf die Kniee, und versprach ihnen die Kirche zu schützen, aber erklärte ausdrücklich: er könne den Pabst ohne Zustimmung der Barone des Reichs nicht aufnehmen, denn ihren Ansichten müsse ein König von Frankreich folgen. Gregor starb, aber Roms Geist lebt ewig. Innocenz IV., ein Freund Friedrichs, so lange er Kardinal war, wurde nothwendig sein Feind, sobald er priesterlicher Herrscher geworden. Es kostete etwas, die kaiserliche Macht in Italien zu schwächen, und den Fehler wieder gut zu machen, den Johann XII. beging, als er die Deutschen nach Rom rief.

Nach vielen vergeblichen Unterhandlungen versammelte Innocenz zu Lyon jene berüchtigte Versammlung, die noch heut zu Tage in der Vatikanischen Bücherei unter folgendem Titel aufgeführt wird: Dreizehnte, allgemeine Versammlung, erste zu Lyon. Friedrich II. wird für einen Feind der Kirche, und des kaiserlichen Thrones verlustig erklärt.

Es scheint allerdings kühn, einen Kaiser in einer kaiserlichen Stadt abzusetzen, aber Lyon stand unter dem Schutze Frankreichs, und seine Erzbischöfe hatten sich der Majestätsrechte bemächtigt. Friedrich versäumte nicht, auf die Versammlung, wo er angeklagt werden sollte, Gesandte zu schicken, um sich zu vertheidigen.

Der Pabst, der sich an die Spitze der Versammlung stellte, war zugleich sein eigener Sachwalter; und nachdem er lange auf die weltlichen Rechte bei Neapel und Sicilien, und auf das Erbgut der Gräfin Mathildis gedrungen hatte, klagte er Friedrich an, er habe

mit den Muhamedanern Frieden geschlossen, muhamedanische Kebsweiber gehalten, er glaube nicht an Jesus Christus, und sey ein Ketzer. Wie ist es doch möglich, Ketzer und unglaubig zugleich zu seyn? Und wie konnte man in diesen Jahrhunderten so häufig solche Anklagen schmieden? Die Päbste Johann XII., Stephan VIII., die Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. der Kanzler von Vignes, Manfred, Regent von Neapel, und viele Andere erfuhren diesen Vorwurf. Die kaiserlichen Gesandten sprachen mit Festigkeit zu seinen Gunsten, und klagten ihrer Seits den Pabst der Raubsucht und des Wuchers an. Auf dieser Versammlung waren auch Gesandte von Frankreich und England. Diese beklagten sich eben so sehr über die Päbste, als sich der Pabst über den Kaiser beklagte. Ihr ziehet durch eure Italiäner, sagten sie, mehr als sechzig tausend Mark jährlich aus England, ihr habt einen Gesandten dahin geschickt, der alle Pfründen Italiänern gibt, ihr presset allen Gläubigen übertriebene Schatzgelder ab, und ihr thut jeden in den Bann, der sich über diese Plackereien beklagt. Helfet bald; denn wir werden nicht länger diesen Hohn ertragen.

Der Pabst erröthete, antwortete nichts und sprach die Entsetzung des Kaisers aus. Es ist wohl zu bemerken, daß er dieses Urtheil nicht unter Billigung der Versammlung, sondern in Gegenwart der Versammlung hinblitzte. Alle Väter hielten brennende Kerzen, als der Pabst rechtete, sofort löschten Alle sie aus. Ein Theil unterzeichnete den Spruch, ein anderer ging seufzend ab.

Vergessen wir nicht, daß der Pabst in dieser Versammlung von allen Geistlichen Hülfsgelder forderte. Alle schwiegen; keiner sprach, die Hülfsgelder zu genehmigen oder zurückzuweisen, einen Engländer ausgenommen, Namens Mespham, Dechant von Lincoln;

er wagte zu sagen, der Pabst verlange zu viel von der Kirche. Der Pabst setzte ihn auf eigene Faust ab und die Geistlichen schwiegen. Innocenz also sprach und handelte als unumschränkter Gebieter der Kirche, und man duldete es.

Um so weniger duldete Friedrich, daß der römische Bischof als König der Könige handle. Der Kaiser hielt sich zu Turin auf, das noch nicht dem Hause Savoyen gehörte; es war ein Reichslehen, das der Marquis von Suza regierte. Er verlangte ein Kästchen; man brachte es ihm, er zog die Kaiserkrone hervor. Der Pabst und die Kirchenversammlung haben mir sie nicht genommen, und bevor sie mir geraubt wird, soll noch viel Blut fließen. Vorerst schrieb er durch seinen berüchtigten Kanzler, Peter von Vignes, der so oft angeklagt wurde, er habe das Buch, die drei Betrüger, verfaßt an die sämmtlichen Fürsten Deutschlands und Europas. Ich bin nicht der erste, sagte er in seinen Briefen, den die Geistlichkeit so unwürdig behandelt, ich werde auch nicht der letzte seyn. Ihr seyd schuld daran, da ihr diesen Heuchlern gehorchet, deren schrankenlosen Ehrgeiz ihr kennet. Wie manche Niederträchtigkeit, vor der die Schaam knirscht, möchtet ihr, wenn ihr wolltet, an dem römischen Hofe aufdecken! Der Welt sind sie dahin gegeben, die Lust berauscht sie, das Uebermaß ihrer Reichthümer erstickt in ihnen jedes fromme Gefühl. Diese verderblichen Reichthümer, die sie zur Erde niederdrücken, ihnen zu nehmen, ist ein Werk der Liebe, und daran müsset ihr Alle mit mir arbeiten.

Der Pabst, der den Thron für erledigt erklärt hatte, schrieb inzwischen an sieben Fürsten oder Bischöfe; es waren dieß die Herzöge von Baiern, Sachsen, Oesterreich und Brabant, die Erzbischöfe von Salzburg, Köln und Mainz. Dadurch wird glaublich,

daß damals sieben Wähler feierlich eingesetzt waren. Aber die andern Fürsten des Reichs und die andern Bischöfe sprachen das nämliche Recht an.

So trachteten die Kaiser und Päbste sich wechselseitig abzusetzen. Ihre große Staatsklugheit bestand darin, Bürgerkriege zu erregen. Schon hatte man in Deutschland Konrad, Friedrichs II. Sohn, zum römischen König erwählt, aber, um dem Pabste zu gefallen, mußte man einen andern Kaiser erwählen. Diesen neuen Cäsar schufen weder die Herzöge von Sachsen, Brabant, Baiern oder Oesterreich, noch ein anderer Fürst; die Bischöfe von Straßburg, Würzburg, Speier, Metz, Mainz, Köln und Trier erwählten diesen Kaiser. Sie erkohren einen Landgrafen von Thüringen, den man den Priesterkönig nannte. Ein Landgraf, der die Krone nur von einigen Bischöfen seines Landes empfing, welch ein sonderbarer Kaiser von Rom! Der Pabst erneuerte nun den Kreuzzug gegen Friedrich. Er wurde durch Dominikaner und Franziskaner gepredigt. Diese neue päbstliche Kriegsmacht fing an, sich in Europa festzusetzen. Der heilige Vater beschränkte sich nicht blos auf diese Maßregeln, er drohte mit Verschwörungen gegen das Leben eines Kaisers, der den Kirchenversammlungen, Mönchen und Kreuzzügen zu widerstehen verstand; wenigstens klagte der Kaiser, der Pabst schicke Meuchelmörder gegen ihn, und der Pabst antwortete auf diese Klagen nicht.

Die nämlichen Prälaten, die sich die Freiheit gegeben, einen Cäsar zu machen, gaben, nach dem Tode ihres Thüringers, sie sich wieder; es war dieß ein Graf von Holland. So wurde Deutschland durch seine Ansprüche auf die römische Herrschaft nur zerfleischt. Dieselben Bischöfe, welche Kaiser wählten, entzweiten sich; ihr Graf von Holland fiel in dem Bürgerkrieg.

(1249.) Friedrich II. hatte von der sicilischen bis an die deutsche Gränze die Päbste zu bekämpfen. Man erzählt, in Apulien habe er entdeckt, daß sein Arzt, von Innocenz bestochen, ihn vergiften wolle. Mir scheint dieß zweifelhaft; aber bei den Zweifeln, welche die Geschichte dieser Zeiten hervorruft, handelt es sich nur von dem Mehr oder Weniger der Verbrechen.

Als Friedrich mit Schauder gewahrte, daß er Christen sein Leben nicht anvertrauen könne, nahm er Muhamedaner zu seiner Bedeckung. Man behauptet, sie hätten ihn nicht vor der Wuth seines unehlichen Sohnes, Manfred, gesichert, der ihn, wie man erzählt, in seiner Krankheit erstickte. Die Thatsache scheint mir falsch. Der große unglückliche Kaiser, von der Wiege an König von Sicilien, hatte acht und dreißig Jahre die leere Krone Jerusalems und vier und funfzig Jahre (er wurde im Jahre 1196. zum König der Römer erklärt) die der Cäsaren getragen, starb zu Neapel sieben und funfzigjährig, und hinterließ die Welt bei seinem Tode eben so verwirrt, als bei seiner Geburt. Trotz dieser Verwirrungen wurde durch seine Sorgfalt Neapel und Sicilien verschönert und geordnet; er baute hier Städte, gründete Hochschulen und half den Wissenschaften zu einiger Blüthe. Die italiänische Sprache begann sich zu bilden; sie war aus der Romanischen und Lateinischen zusammengesetzt. Man hat von Friedrich Gedichte in dieser Sprache; aber sein Unglück schadete den Wissenschaften so sehr, als seinen Plänen.

Nach Friedrichs Tode blieb Deutschland bis zum Jahr 1268. ohne Oberhaupt, nicht, wie Griechenland, das alte Gallien, das alte Germanien und Italien vor den römischen Siegen gewesen war: Deutschland war weder ein Freistaat, noch unter mehrere Herrn ge-

theilt, sondern ein Körper ohne Haupt, dessen Glieder sich zerfleischten.

Es war eine schöne Zeit für die Päbste, aber sie zogen keinen Vortheil von ihr. Man entriß ihnen Brescia, Cremona, Mantua und viele kleine Städte. Es bedurfte eines kriegerischen Pabstes, um sie wieder zu erobern; aber selten hatte ein Pabst dieses Gepräge. Durch ihre Bullen erschütterten sie wirklich die Welt, und durch Pergamente verschenkten sie die Königreiche. Der Pabst Innocenz IV. erklärte aus eigener Machtvollkommenheit Hako zum König von Norwegen, indem er ihn aus einem unehlichen Sprößlinge zu einem ehelichen machte. Ein päbstlicher Gesandte krönte diesen König Hako und erhielt von ihm einen Tribut von funfzehn tausend Mark Silbers und fünf hundert von den norwegischen Kirchen. Das war ungefähr die Hälfte des Geldes, das in einem so armen Lande im Umlauf war.

Der nämliche Innocenz erhob auch einen gewissen Mandog zum König von Lithauen, der jedoch bei dem heiligen Stuhle zu Lehen ging. Wir nehmen, sagt er in seiner Bulle vom 15ten Juli 1251. dieses neue Königreich als rechtliches Eigenthum des heiligen Stuhles an, und geben dir, deiner Gattin und deinen Kindern unsern Schutz. Das hieß einigermaßen die Größe des alten römischen Senats nachahmen, der den Titel König und Vierfürst verschenkte. Indeß, Lithauen war kein Königreich, es konnte sogar erst ein Jahrhundert nachher christlich seyn.

Die Päbste sprachen somit als Gebieter der Welt, und geboten doch nicht in ihrer Heimath. Es kostete sie nur Pergament, um Staaten zu verschenken; aber nur durch Ränke konnten sie sich eines Dorfes bei Mantua oder Ferrara wieder bemeistern.

Das war die Lage Europas; Deutschland und Italien

zerrissen; Frankreich noch schwach, Spanien zwischen Christen und Muselmännern getheilt, die letzteren aus Italien vertrieben, England im Beginne des Kampfs für seine Freiheit gegen die Könige; die Lehnsherrschaft überall eingeführt, das Ritterthum Sitte, die Priester Fürsten und Krieger, die Staatsklugheit fast ganz anderes, als die, welche heut zu Tage Europa bewegt, die Länder des römischen Staatenvereins schienen einen großen Freistaat zu bilden, in dem der Kaiser und der Pabst das Oberhaupt seyn wollte; und dieser Freistaat, so gespalten er auch seyn mochte, war doch in seinen kreuzfahrerischen Plänen einig, die so große und so entehrende Thaten, neue Königreiche, neue Pflanzungen, neues Elend, und endlich mehr Unglück als Ruhm hervorriefen. Wir haben sie schon angedeutet; es ist Zeit, diese kriegerischen Thorheiten zu zeichnen.

Drei und funfzigstes Kapitel.

Das Morgenland zur Zeit der Kreuzzüge, und die Lage Palästinas.

Die Religionen dauern immer länger als die Reiche. Der Islam blühte, und die Herrschaft der Kalifen war durch die Turkmannen zerstört. Man bemüht sich, den Ursprung dieser Türken zu entdecken. Er ist der nämliche, wie der aller erobernden Völker. Alle waren anfänglich Wilde, die vom Raube lebten. Die Türken wohnten früher jenseits des Taurus und Imaus, fern, wie man sagt, vom Araxes. Sie waren unter den Tartaren befaßt, die das Alterthum Scythen

nannte. Das große Gebiet der Tartarei, ausgedehnter als Europa, wurde nur von Barbaren bewohnt. Ihre Alterthümer verdienen eben so wenig eine zusammenhängende Geschichte, als die Wölfe und Tiger ihres Landes. Diese nordischen Völker machten zu aller Zeit Einfälle gegen Mittag. Sie verbreiteten sich gegen das elfte Jahrhundert von Moskovien und überschwemmten die Küsten des kaspischen Meeres. Die Araber bezwangen unter den ersten Nachfolgern Muhameds fast ganz Kleinasien, Syrien und Persien; die Turkmannen unterjochten endlich die Araber.

Ein Kalife aus dem Hause der Abassiden, Namens Motahem, Sohn des großen Al Mamum, und Enkel des gefeierten Harun al Raschid, wie sie Beschützer aller Künste, Zeitgenosse unsers Ludwig des Frommen, legte die ersten Grundsteine des Gebäudes, unter dem seine Nachfolger endlich erdrückt wurden. Er ließ einen türkischen Heerhaufen zu seiner Leibwache kommen. Nie gab es ein größeres Beispiel von der Gefährlichkeit fremder Truppen. Fünf bis sechshundert Türken im Solde Motahems sind der Ursprung der osmanischen Macht, die Alles verschlang vom Euphrat bis an die Marken Griechenlands, und in unsern Tagen Wien belagerte. Der türkische Heerhaufe, der mit der Zeit sich mehrte, wurde für seine Gebieter verderblich. Neue Türken langten an, welche die Bürgerkriege benutzten, die das Kalifat verursachte. Die abassidischen Kalifen von Bagdad verloren bald Syrien, Egypten und Afrika, welches die Fatimiten ihnen entrissen. Die Türken beraubten Fatimiten und Abassiden.

(1050.) Togrul-Beg, von dem die Osmanen abstammen, betrat Bagdad, fast wie alle Kaiser Rom betraten; er bemeisterte sich der Stadt und des Kalifen, indem er sich ihm zu Füßen warf. Trogul-Beg führte den Kalifen Sajem in seinen Pallast, den Zügel

seines Maulthieres haltend, aber gewandter oder glücklicher, als die deutschen Kaiser in Rom es gewesen, gründete er seine Macht, und ließ dem Kalifen nur das Geschäft, am Freitag das Gebet in der Moschee anzufangen, und die Ehre, alle muhamedanische Machthaber, die sich zu unbeschränkten Herren machten, mit ihren Staaten zu belehnen.

Man muß sich erinnern, daß die Turkmannen, wie sie die Franken, Normänner und Gothen in ihren Einfällen nachahmten, diese auch darin nachahmten, daß sie sich den Gesetzen, Sitten und der Religion der Besiegten unterwarfen. So verfuhren auch die Tartaren bei den Chinesen; und das ist das Uebergewicht, das jedes gebildete Volk, so schwach es auch seyn mag, über den stärksten Barbaren ausüben muß.

So waren die Kalifen nichts weiter, als die Vorsteher der Religion; so der Daire in Japan, der, wie es scheint, heut zu Tag in Cubosama herrscht, das ihm wirklich gehorcht; so der Sherif von Mekka, welchen der türkische Sultan seinen Amtsverweser nennt, so endlich die Päbste unter den longobardischen Königen. Gewiß, ich vergleiche die muhamedanische Religion nicht mit der christlichen, ich vergleiche die Umwälzungen. Ich bemerke, daß die Kalifen die mächtigsten Herrscher des Morgenlandes waren während die Päbste nichts. Das Kalifat ist unwiederbringlich gefallen, und die Päbste sind allmählig große Herrn geworden, gestützt und geachtet von ihren Nachbarn.

Es gab also zur Zeit des ersten Kreuzzugs einen Kalifen zu Bagdad, welcher die Belehnung ertheilte, und einen türkischen Sultan, der herrschte. Mehrere andere türkische und einige arabische Machthaber hatten sich in Persien, Arabien und in Kleinasien festgesetzt. Alles war im Zwist; ein Umstand, der die Kreuzzüge begünstigte. Alles aber war bewaffnet, und diese Völ-

ker mußten sich mit großem Vortheil auf heimischem Boden schlagen.

Das Reich von Konstantinopel hielt sich; alle seine Fürsten waren der Herrschaft nicht unwürdig. Konstantin Porphyrogeneta, Sohn Leos des Philosophen und selbst Philosoph, rief wie sein Vater glückliche Zeiten ins Daseyn. Wenn unter Romanus, Konstantins Sohne, das Reich in Verachtung fiel, so wurde es unter Nicephorus Phokas, der, ehe er Kaiser wurde, Kandia wieder eroberte, den Völkern achtbar. Wenn Johann Tzimisces Nicephorus ermordete, und den Pallast mit Blut besudelte, wenn er mit seinen Verbrechen Heuchelei verband, wurde er doch Vertheidiger des Reichs gegen die Türken und Bulgaren. Allein unter Michael Paphlogonetes ging Sicilien verloren, unter Romanus Diogenes fast alles, was gegen Morgen hin lag, Pontus ausgenommen; Turkmannien fiel bald nachher in die Gewalt Suleimans, der den größten Theil Kleinasiens eroberte, den Sitz seiner Herrschaft zu Nicäa aufschlug, und bei dem Anfang der Kreuzzüge Konstantinopel bedrohte.

Das griechische Reich war also fast bis zur Kaiserstadt hin von den Türken beschränkt, aber noch begriff es Griechenland, Macedonien, Thessalien, Thracien, Illyrien, Epirus und hatte sogar die Insel Kandia. Die beständigen, wenn schon unglücklichen Kriege gegen die Türken bewahrten einen Rest von Muth. Alle reiche Christen in Asien, welche das türkische Joch nicht tragen wollten, hatten sich in die Hauptstadt geflüchtet, die sich dadurch mit der Beute der Provinzen bereicherte. Trotz so vieler Verluste, trotz der Verbrechen und Umwälzungen des Pallastes galt diese Stadt zwar gefallen, aber ungeheuer groß, volkreich, voll Schätze und Vergnügungen, für die erste der Welt. Die Einwohner nannten sich Römer, nicht Griechen. Ihr

Staat war das Römerreich, und die abendländischen Völker, die sie Lateiner nannten, waren in ihren Augen nur aufrühreriſche Barbaren. Paläſtina war, wie es heut zu Tage iſt, eines der ſchlechteſten Länder Aſiens. Es beträgt in der Länge ungefähr fünf und ſechszig Meilen, in der Breite drei und zwanzig; es iſt faſt überall mit kahlen Felſen bedeckt, auf denen man keine Erdſcholle ſieht. Wenn es angebaut wäre, könnte man es mit der Schweiz vergleichen. Der Jordan, in der Mitte ſeines Laufs ungefähr funfzig Fuß breit, gleicht dem Aarfluße in der Schweiz, der durch ein fruchtbares Thal fließt. Der See Tiberias läßt ſich mit dem Genfer See nicht vergleichen. Reiſende, welche die Schweiz und Paläſtina genau unterſuchten, geben der Schweiz bei weitem den Vorzug. Es iſt wahrſcheinlich, daß Judäa, ſo lange die Juden es bewohnten, beſſer angebaut war. Sie mußten Erde auf die Felſen tragen, um Reben zu pflanzen. Die Erde auf die Felsſpitzen getragen wurde durch kleine Mauern gehalten, deren Reſte man noch hie und da erblickt.

Das ganze Reich gegen Mittag iſt eine Wüſte voll ſalzigen Sandes, vom Mittelmeere und Egypten und daher ſchauderhafte Gebirge bis Ezeongeber am rothen Meere. Dieſe Sandwüſten und Felſen, die heut zu Tag einige räuberiſche Araber bewohnen, ſind das alte Vaterland der Juden. Sie rückten nördlich etwas vor gegen das ſteinige Arabien. Der kleine Bezirk von Jericho, den ſie einnahmen, iſt eine ihrer beſten Gegenden. Die Umgebung Jeruſalems iſt viel dürrer; es hat nicht einmal den Vortheil an einem Strome zu liegen. Es gibt wenig Weiden; die Einwohner konnten keine Pferde halten; Eſel waren die gewöhnlichen Reitthiere. Die Stiere ſind mager, die Hämmel gediehen beſſer; die Oelbäume trugen in einigen Ge-

genden gute Früchte. Man sieht noch einige Palmbäume; und dieses Land, das die Juden mit vieler Mühe verbesserten, wenn ihre stets unglücklichen Umstände es gestatteten, war für sie im Vergleich mit dem Sina, Pharan, Kades-Barnea, ein Land der Wonne.

Der heilige Hieronymus, der so lange zu Bethlehem lebte, bekennt, daß man in diesen dürren, gebirgigen, steinigen und sandigen Lande beständig an Trockenheit leide, und Durst habe, wo es nur selten regne, an Quellen fehle, und die Kunst mit großen Kosten durch Cisternen aushelfen müsse.

Trotz der Arbeit der Hebräer gab Palästina nie hinlängliche Nahrungsmittel für seine Bewohner, und wie die dreizehn Kantone den Ueberfluß ihrer Bevölkerung in die Kriegsdienste der Fürsten, die sie bezahlen können, schicken, trieben die Juden in Asien und Afrika Mäklergeschäfte. Kaum war Alexandrien gebaut, so ließen sie sich hier nieder. Die handelnden Juden wohnten nicht sowohl in Jerusalem, und ich zweifle, ob es zur blühendsten Zeit dieses kleinen Staates je so reiche Leute gab, als es heut zu Tage einige Hebräer in Amsterdam, London, und Konstantinopel sind. Als Omar, einer der ersten Nachfolger Muhameds, der fruchtbaren Länder Syriens sich bemächtigte, nahm er Palästina weg; da Jerusalem für die Moslim eine heilige Stadt ist, betrat er sie in einem härenen Kleide im Büßergewand, und forderte als Tribut nur dreizehn Drachmen auf den Kopf, wie der Priester es angeordnet; dieß berichtet Nicetas Koniates. Omar bereicherte Jerusalem mit einer prächtigen Moschee aus Marmor, mit einem bleiernen Dache, die im Innern mit einer ungeheuren Zahl silberner Lampen, sogar mit vielen aus reinem Golde geschmückt wurde. Als in der Folge die Türken, bereits Muhamedaner, des Landes sich bemeisterten, gegen das Jahr 1055, achte-

ten sie die Moschee, und die Stadt zählte immer sieben bis acht tausend Einwohner. Soviel konnte ihr Bezirk damals fassen, und soviel die umliegende Gegend ernähren. Die Bevölkerung nährte sich von den christlichen und muhamedanischen Pilgern. Die einen besuchten die Moschee, die andern das Grab Jesu. Alle bezahlten dem türkischen Emir, der in der Stadt seinen Sitz hatte, und einigen Imans, die von der Neugier der Pilger lebten, eine kleine Abgabe.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Vom ersten Kreuzzug bis zur Eroberung Jerusalems.

Das war der Zustand Kleinasiens und Syriens, als ein Pilger von Amiens die Kreuzzüge predigte.

Man nannte ihn nur den Kukupeter, wie die Tochter des Kaisers Komnenus, die ihn zu Konstantinopel sah, erzählt. Wir kennen ihn unter dem Namen Peter der Einsiedler. Dieser pilgerte nach Arabien, und wurde dadurch die Ursache, daß sich das Abendland gegen das Morgenland waffnete, und Millionen Europäer in Asien ihr Grab fanden. So sind die Weltbegebenheiten an einander gekettet. Er beklagte sich bitter bei dem Bischof, der mit dem Titel eines Patriarchen von Jerusalem in dem Lande seinen Sitz hatte, über die Plackereien, welche die Pilger ausstehen; an Offenbarungen gebrach es ihm auch nicht. Wilhelm von Tyrus versichert, Jesus Christus sey dem Eremiten erschienen. Ich werde mit dir seyn, sprach er zu ihm, es ist Zeit,

meinen Dienern zu helfen. Bei seiner Rückkehr nach Rom sprach er so feurig, und entwarf so ergreifende Gemälde, daß der Pabst Urban II. glaubte, er sey geeignet, das große Unternehmen zu fördern, das die Päbste schon längst gehegt hatten, die Christenheit gegen den Islam zu waffnen. Er sandte den Eremiten von Land zu Land, um durch seine mächtige Einbildungskraft die Glut seiner Gefühle mitzutheilen, und Begeisterung zu wecken.

(1094.) Urban II. hielt sofort bei Placentia auf freiem Felde eine Versammlung, wo sich außer den Geistlichen mehr als dreißig tausend Weltliche einfanden. Man sprach hier über die Art, die Christen zu rächen. Der griechische Kaiser, Alexis Komnenus, der Vater der Fürstin, welche die Geschichte ihrer Zeit schrieb, schickte Gesandte zu dieser Versammlung, um Hülfe gegen die Muselmänner zu bitten: aber weder von dem Pabste noch von den Italiänern durfte er sie erwarten. Die Normänner entrissen damals den Griechen Neapel und Sicilien, und der Pabst, der wenigstens Oberlehnsherr dieser Reiche seyn wollte, wurde, als alter Nebenbuhler der griechischen Kirche, nothwendig durch seine Stellung erklärter Feind der morgenländischen Kaiser, wie er der verdeckte Gegner der deutschen Kaiser schon war. Statt die Griechen zu unterstützen, wollte er das Morgenland den Lateinern unterwerfen.

Uebrigens wurde der Plan, einen Kriegszug nach Palästina zu thun, von Allen, die bei der Versammlung zu Piacenzia gegenwärtig waren, gepriesen, aber von Keinem ins Werk gesetzt. Die vornehmen Herren Italiens mußten zu Hause zu viele Rücksichten schonen, und waren nicht gesonnen, ein schönes Land zu verlassen, um sich im steinigen Arabien zu schlagen.

(1095.) Man mußte also zu Clermont in Auvergne eine andere Versammlung halten. Der Pabst hielt hier auf offenem Platze eine Standrede. In Italien hatte man über das Unglück der Christen in Asien geweint, in Frankreich ergriff man die Waffen. Dieses Land war von einer Menge neuer Herren bevölkert, die unruhig und unabhängig waren, Zerstreuung und Krieg liebten, und größtentheils in Verbrechen, welche Ausschweifungen nach sich ziehen, und in einer schimpflichen Unwissenheit sich wälzten. Der Pabst versprach Vergebung aller ihrer Sünden und öffnete ihnen den Himmel, indem er ihnen die Befolgung ihrer glühendsten Leidenschaft, Plünderung, als Buße auferlegte. Man ergriff also um die Wette das Kreuz. Die Kirchen und Klöster kauften um geringen Preis viele Ländereien von den Herren, die nur etwas Geld und Waffen zu bedürfen glaubten, um Königreiche in Asien zu erobern. Z. B. der Herzog von Brabant, Gottfried von Bouillon, verkaufte sein Gebiet Bouillon und das Kapitel von Liege, und Renay an den Bischof von Verdun. Balduin, Gottfrieds Bruder, verkaufte an den nämlichen Bischof das Wenige, was er in diesem Lande besaß. Die geringsten Burgherren zogen auf eigene Kosten; arme Edelleute dienten den andern als Waffenträger. Die Beute sollte nach den Graden und den Kosten der Kreuzfahrer ausgetheilt werden. Das war eine große Quelle von Zwist, aber auch eine mächtige Triebfeder. Frömmigkeit, Habsucht und Sorgen ermuthigten gleich stark diese Fahrten. Eine ungeheure Zahl Fußgänger ließ sich einschreiben, und viele einfache Ritter unter tausend verschiedenen Fahnen. Das Heer der Kreuzfahrer versammelte sich zu Konstantinopel. Mönche, Weiber, Kaufleute, Marketender, alles ging, in der Hoffnung, auf dem Wege nur Christen zu tref-

fen, die Ablaßzettel erhalten würden, wenn sie ihnen zu essen geben.

Mehr als achtzigtausend solches Gesindels reihten sich unter die Fahne des Kukupeter, den ich Peter den Einsiedler nennen werde. Er zog in Sandalen, einen Strick um den Leib vor dem Heere her. Eine neue Art von Eitelkeit. Nie hatte das Alterthum solche durch fromme Begeisterung hervorgerufene Züge eines Welttheils in den anderen gesehen. Diese um sich greifende Wuth trat damals zum ersten Male auf, damit es keine Plage gebe, welche das Menschengeschlecht nicht getroffen hätte.

Die erste Kriegsthat des einsiedlerischen Feldherrn war die Belagerung einer christlichen Stadt in Ungarn, Namens Malavilla, weil sie den Kriegern Jesu Christi Lebensmittel verweigerte, die, trotz ihrer heiligen Unternehmung auf der Landstraße sich wie Räuber betrugen. Die Stadt wurde im Sturme genommen, der Plünderung übergeben, und die Einwohner erwürgt. Der Einsiedler war nicht mehr über seine Kreuzfahrer, die Beutelust aufreizte, Meister. Einer der Unterfeldherren des Einsiedlers, Walter von Habenichts, der die Hälfte des Heeres befehligte, verfuhr eben so in Bulgarien. Bald vereinigte man sich gegen diese Räuber, und fast Alle wurden erschlagen; endlich traf der Einsiedler mit zwanzigtausend fast verhungerten Leuten vor Konstantinopel ein.

Einem deutschen Prediger, Namens Gottschalk, der die nämliche Rolle spielen wollte, erging es noch schlimmer; sobald er mit seinen Schülern in Ungarn anlangte, wo seine Vorfahren so viel Unordnung angerichtet hatten, war nur der Anblick des rothen Kreuzes, das sie trugen, das Zeichen zu einer allgemeinen Metzelei.

Eine andere Horde dieser Abenteurer, die mehr als zweimal hunderttausend Köpfe zählte, Weiber sowohl, als Priester, Bauern und Schüler, bildeten sich ein, in der Meinung, sie seyen die Vertheidiger Jesu Christi, ihre Pflicht fordere, alle Juden, welche ihnen begegneten, todtzuschlagen. An den Gränzen von Frankreich gab es Viele: aller Handel war in ihren Händen. In der Meinung, Gott zu rächen, hieben die Christen alle diese Unglücklichen nieder. Nie seit Hadrian erlitt das jüdische Volk eine solche Niederlage; mehrere tödteten sich selbst, nachdem sie den Bauch ihrer Weiber aufgerissen hatten, damit sie nicht in die Hände dieser Barbaren fielen. Ungarn wurde das Grab des dritten Kreuzfahrerheers.

Peter der Einsiedler fand indeß vor Konstantinopel anderes Gesindel aus Italien und Deutschland, das zu ihm stieß, und die Umgebung der Stadt verheerte. Der Kaiser Alexis Komnenus war gewiß weise und klug; er bemühte sich, sobald als möglich, dergleichen Gäste fortzuschaffen. Er gab ihnen Fahrzeuge, um sie über den Bosporus zu setzen. Der Feldherr Peter stand nun an der Spitze eines christlichen Heeres den Muselmännern gegenüber. Suleiman, Sultan von Nicäa, fiel mit seinen kampfgeübten Türken auf die zerstreute Menge. Walter von Habenichts fiel mit einer großen Anzahl aus dem armen Adel. Der Einsiedler kehrte nach Konstantinopel zurück, der Schwärmer, von Rasenden gefolgt.

Die anderen Feldherren der Kreuzfahrer waren staatskluger, weniger begeistert, mehr an den Heerbefehl gewöhnt, und führten etwas geregeltere Truppen. Gottfried von Bouillon führte siebzig tausend Mann zu Fuß, und zehentausend zu Pferd in vollständiger Rüstung, unter mehreren Pannern, die insgesammt unter seinem Panner standen.

Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich, Philipp I., zog mit anderen Heeren durch Italien, die zu ihm stießen. Er versuchte das Glück. Seine ganze Rüstung bestand in dem Titel des Bruders eines Königs, der selbst nicht gar mächtig war. Auffallender noch ist, daß Robert, der Herzog der Normandie, der älteste Sohn Wilhelms des Eroberers von England, die Normandie verließ, wo er sich kaum festgesetzt hatte. Durch seinen jüngern Bruder, Wilhelm den Rothen, aus England gejagt, forderte er von der Normandie, ihm zur Bestreitung seiner Rüstung zu helfen. Er war, wie man sagt, ein wollüstiger, abergläubischer Fürst. Diese beiden Eigenschaften, die in der Schwachheit ihren Grund haben, bewogen ihn zu dieser Heerfahrt.

Der alte Raimond, Graf von Toulouse, Herr von Languedoc, und eines Theils der Provence, der bereits in Spanien gegen die Muselmänner gekämpft hatte, wurde weder durch sein Alter, noch den Vortheil seines Vaterlandes, vor der Wuth, nach Palästina zu gehen, bewahrt. Er war einer der ersten, der die Waffen ergriff, und die Alpen überstieg, angeblich von fast hunderttausend Mann gefolgt. Er sah nicht voraus, daß bald gegen seine eigene Familie ein Kreuzzug gepredigt würde.

Der klügste aller Kreuzfahrer, vielleicht der alleinige, war Bohemund, der Sohn Roberts Guiskard, des Eroberers von Sicilien. Die ganze normännische Familie, die sich nach Italien verpflanzte, suchte sich bald auf Kosten der Päbste, bald durch die Trümmer des griechischen Reichs zu vergrößern. Dieser Bohemund hatte selbst lange Zeit in Epirus und Griechenland den Kaiser Alexis bekriegt. Da nur das kleine Fürstenthum von Tarent und sein Muth sein Erbe war, benutzte er Europa's pestartige Begeisterung, um gegen

zehentausend wohlgewaffnete Reiter und einiges Fußvolk unter seinem Panner zu sammeln, mit denen er Christen oder Muselmännern Länder entreißen konnte.

Die Fürstin Anna Komnena erzählt, daß ihr Vater durch die ungeheure Zahl von Pilgern, die sich in sein Land ergossen, beunruhigt worden sey; man habe geglaubt, sagt sie, Europa, aus seinen Angeln gerissen, stürze auf Asien. Was wäre es erst gewesen, wenn nicht gegen dreimalhunderttausend Mann, von welchen der eine Theil Peter dem Einsiedler, der andere dem Priester Gottschalk gefolgt war, schon untergegangen wären?

Man schlug dem Pabste vor, sich an die Spitze der ungeheuren Heere, die noch übrig waren, zu stellen; das war das einzige Mittel zur Weltherrschaft, dem Ziele des römischen Hofes, zu gelangen. Diese Unternehmung foderte den Geist Mahomeds, oder Alexanders. Die Hindernisse waren groß, und Urban sah nur Hindernisse.

Gregor VII. hatte früher den Plan zu Kreuzzügen gefaßt. Er hätte das Abendland gegen das Morgenland gewaffnet, der griechischen und lateinischen Kirche Befehle gegeben, und die Päbste hätten das eine wie das andere Reich unter ihrer Botmäßigkeit gesehen. Aber zu Gregors Zeit war ein solcher Gedanke noch ein Hirngespinst, das Reich von Konstantinopel nicht gehörig gebeugt, die Gähre der Schwärmerei im Abendland nicht brausend genug, die Gemüther nicht so, wie zu der Zeit Urbans, bearbeitet.

Der Pabst und die Kreuzfürsten hatten über die große Unternehmung verschiedene Ansichten, und Konstantinopel fürchtete sie alle. Hier haßte man die Lateiner, die man für Ketzer und Barbaren hielt; man fürchtete vor Allem, Konstantinopel möchte eher, als das kleine Jerusalem, der Gegenstand ihres Ehrgeizes

seyn, und in der That, man täuschte sich nicht, da sie am Ende Konstantinopel und das Reich einnahmen.

Die Griechen fürchteten am meisten und mit Recht Bohemund und seine Neapolitaner, als Feinde des Reichs. Allein, wenn auch Bohemunds Absichten rein gewesen wären, mit welchem Recht zogen alle diese Fürsten des Abendlands aus, um für sich die Länder zu nehmen, welche die Türken den griechischen Kaisern entrissen hatten?

Man kann indeß den wilden Trotz der Kreuzherren aus einem Zug entnehmen, den die Fürstin Anna Komnena von einem französischen Grafen erzählt, der sich bei einer Feierlichkeit neben dem Kaiser auf den Thron niederlassen wollte. Als Balduin, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, den unhöflichen Menschen bei der Hand nahm, um ihn zurückzuziehen, sagte der Graf ganz laut in seinem barbarischen Kauderwelsch: das ist ein sauberer Flegel, dieser Grieche, der sich vor Leuten, wie wir sind, setzt. Diese Worte wurden Alexis verdolmetscht, der nur lächelte. Eine oder zwei Unanständigkeiten der Art reichen zu, um ein Volk in Verruf zu bringen. Alexis ließ den Grafen fragen, wer er sey. Ich bin, antwortete er, aus dem edelsten Geschlecht. Ich ging alle Tage in die Kirche meiner Herrschaft, wo sich alle tapfern Herren versammelten, die sich im Zweikampf schlugen, und Jesus Christus und die heilige Jungfrau um ihre Gunst anflehten. Keiner von ihnen hat es gewagt, je sich mit mir zu schlagen.

Es war sittlich unmöglich, daß nicht solche Gäste mit Härte Lebensmittel verlangten, und Griechen sie nicht mit Widerwillen verweigerten. Es war ein Gegenstand ewiger Zwistigkeiten zwischen den Völkern und dem Heere Gottfrieds, das zuerst nach den Räubereien der Kreuzzügler des Einsiedlers erschien. Gottfried griff sogar die Vorstädte Konstantinopels an, und der

Kaiser vertheidigte sie in Person. Der Bischof von Puy in Auvergne, Namens Monteil, der päbstliche Gesandte bei den Kreuzfahrern, wollte durchaus, man solle die Unternehmung gegen die Ungläubigen mit der Belagerung der Stadt, wo der erste Fürst der Christenheit seinen Sitz hatte, anfangen. Das war Bohemunds Ansicht, der damals in Sicilien sich aufhielt, und Boten über Boten an Gottfried sandte, um ihn an dem Abschluß eines Vertrags mit dem Kaiser zu hindern. Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich, hatte die Unklugheit, Sicilien, wo er bei Bohemund war, zu verlassen, und fast allein durch das Gebiet des Alexis zu ziehen; mit dieser Unbesonnenheit verband er noch eine andere, Briefe, voll von einem Trotze, der sich für den, der kein Heer hatte, nicht sehr eignete, an ihn zu schreiben. Die Folge dieser Maaßregeln war, daß er einige Zeit als Gefangener festgehalten wurde. Endlich gelang es der Staatsklugheit des griechischen Kaisers, alle diese Stürme abzulenken; er verschaffte Lebensmittel, bewog alle Fürsten, ihm für die Länder, die sie eroberten, den Lehnseid zu leisten, und schickte die Einen nach den Andern nach Asien, als er sie mit Geschenken überhäuft hatte. Bohemund, den er am meisten fürchtete, behandelte er mit der größten Auszeichnung. Als dieser Fürst ihm zu Konstantinopel den Lehnseid leistete, und man ihm die Kostbarkeiten des Palastes zeigte, befahl Alexis, ein Zimmer mit prächtigen Geräthschaften, goldenen und silbernen Kunstwerken und Zierrathen jeder Art ohne Ordnung zu füllen, und die Thüre halb offen zu lassen. Bohemund sah im Vorbeigehen diese Schätze, auf die die Führer nicht zu achten schienen. Ist es möglich, rief er, daß man so schöne Sachen nicht achtet? Wenn ich sie hätte, würde ich mich für den mächtigsten Fürsten

halten. Am nämlichen Abend überschickte ihm der Kaiser Alles. Das erzählt seine Tochter, eine Augenzeugin. Darum wird jeder unparteiische Mensch ihn weise und prachtvoll nennen; doch schilderte ihn der größte Theil der Geschichtschreiber der Kreuzzüge als treulos, weil er nicht der Sklave einer gefährlichen Menge seyn wollte.

Als er sich ihrer endlich glücklich entledigt hatte, und Alles nach Kleinasien übergesetzt war, wurde eine Heerschau bei Nicäa gehalten; man behauptet, ihre Anzahl habe sich auf hunderttausend Reiter und sechsmal hunderttausend Fußgänger, die Weiber mit eingerechnet, belaufen; mit den ersten Kreuzfahrern, die unter dem Einsiedler und andern zu Grunde gingen, beträgt sie gegen elfmal hunderttausend. Sie rechtfertigt die Nachrichten über die Heere der persischen Könige, welche Griechenland überschwemmten, und die Verpflanzungen so vieler Barbaren; oder ist es eine Uebertreibung, der der Griechen ähnlich, die fast immer Dichtung und Wahrheit vermischten? Die Franzosen, und vornämlich Raimund von Toulouse hielt sich immer in der nämlichen Gegend, welche dreizehn Jahrhunderte früher die mittäglichen Gallier durchwandert hatten, als sie Kleinasien verheerten, und der Landschaft Galatien ihren Namen gaben.

Die Geschichtschreiber melden uns selten, wie man diese Massen ernährte; es war ein Geschäft, das eben soviel Sorgfalt, als der Krieg selbst erheischte. Venedig wollte sich Anfangs damit nicht belassen; es sammelte mehr als je durch seinen Handel mit den Muhamedanern Reichthümer, und fürchtete die Vorrechte, die es bei ihnen hatte, zu verlieren. Die Genueser, Pisaner und Griechen rüsteten Fahrzeuge aus, die sie mit Lebensmitteln beluden, um sie an die Kreuzfahrer zu verkaufen, während sie an der Küste Klein-

asiens hinfuhren. Das Glück der Genueser stieg, und mit Staunen sah man bald die Macht von Genua.

Der alte Türke Suleiman, Sultan von Syrien, der unter dem Kalifen von Bagdad das war, was unter dem Geschlecht Chlodwigs die Maier gewesen waren, vermochte mit der Hülfe seines Sohnes dem ersten Strom der Kreuzritter nicht zu widerstehen. Ihre Truppen waren erlesener, als die des Einsiedlers Peter, und so geordnet, als es die Ausgelassenheit und Begeisterung gestattete.

(1097.) Nicäa wurde erobert; zweimal schlug man die Heere, welche Suleimans Sohn befehligte. Die Türken und Araber hielten Anfangs den Sturm dieser eisenbedeckten Haufen und ihrer gewaltigen Schlachtrosse, und den Wald von Lanzen, an die sie nicht gewöhnt waren, nicht aus.

(1098.) Bohemund war listig genug, das fruchtbare Antiochien von den Kreuzfahrern sich abtreten zu lassen. Balduin drang bis nach Mesopotamien vor, um sich der Stadt Edessa zu bemächtigen, und bildete hier einen kleinen Staat. Endlich belagerte man Jerusalem, dessen sich der Kalife von Egypten durch seinen Unterfeldherrn bemeistert hatte. Die Mehrzahl der Geschichtschreiber erzählt, das Heer der Belagerer, durch Schlachten, Krankheiten und die in eroberte Städte gelegten Besatzungen geschwächt, sey auf zwanzigtausend Mann zu Fuß und funfzehnhundert Reiter herabgeschmolzen, und eine Besatzung von vierzigtausend Mann habe Jerusalem, das mit Allem versehen war, vertheidigt. Man entsteht nicht beizufügen, daß unter der Besatzung noch zwanzig tausend entschlossene Bewohner sich vorgefunden. Jeder verständige Leser sieht die Unmöglichkeit ein, daß ein Heer von zwanzig tausend Mann sechzig tausend in einem befestigten

Platze belagert; aber die Geschichtschreiber haben immer das Wunderbare geliebt.

Es ist wahr, daß nach fünfwöchiger Belagerung die Stadt im Sturme genommen, und Alles, was nicht Christ war, niedergehauen wurde. Der Einsiedler Peter, aus einem Feldherrn Kapellan geworden, war bei der Einnahme und dem Blutbade zugegen. Einige Christen, denen die Muselmänner den Aufenthalt in der Stadt gestattet hatten, führten die Sieger in die verborgensten Höhlen, wo sich die Mütter mit ihren Kindern versteckten, und nichts ward geschont.

Fast alle Geschichtschreiber melden, die Christen seyen nach der Metzelei, ganz von Blute triefend, in feierlichem Zuge zum heiligen Grabe gewallt, und dort in Thränen zerflossen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie Zeichen von Frömmigkeit gaben; allein diese Zärtlichkeit, die sich durch Thränen offenbarte, ist kaum mit diesem Schwindelgeiste, dieser Wuth, Ausschweifung und diesem Ungestüm verträglich. Der nämliche Mensch kann wüthend und zärtlich seyn, aber nicht zur nämlichen Zeit.

Elmakim berichtet, man habe die Juden in ihrer Schule, die ihnen die Türken zugestanden, eingeschlossen und hier verbrannt. Diese That ist glaublich, nach der Wuth, mit der man sie auf dem Wege todt schlug.

(Den 5ten Jul. 1099.) Jerusalem wurde durch die Kreuzfahrer eingenommen, während Alexis Komnenus das Morgenland, Heinrich IV. das Abendland beherrschte, und Urban II., das Haupt der römischen Kirche, noch lebte. Er starb, bevor er den Sieg des Kreuzzugs vernahm, den er veranstaltet hatte.

Die Herren, in Jerusalem Meister, versammelten sich nun, um Judäa einen König zu geben. Die Geist-

lichen, die dem Heere folgten, begaben sich in die Versammlung, und wagten die Wahl, die man eben halten wollte, für nichtig zu erklären, weil man, nach ihrer Behauptung, vorher einen Patriarchen ernennen müsse, ehe man einen Herrscher erwähle.

Indeß wurde Gottfried von Bouillon zwar nicht zum König, aber zum Herzog von Jerusalem erklärt. Einige Monate nachher kam ein Gesandter, Namens Dambreto, der sich von der Geistlichkeit zum Patriarchen erwählen ließ. Das erste Geschäft des Patriarchen war, das kleine Königreich Jerusalem im Namen des Pabstes für sich zu nehmen. Gottfried von Bouillon, der mit seinem Blute die Stadt erobert hatte, mußte sie dem Bischof abtreten. Er behielt für sich den Hafen von Joppe, und einige Rechte in Jerusalem. Sein Vaterland, das er verlassen, war mehr werth, als sein Erwerb in Palästina.

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Die Kreuzzüge nach der Eroberung Jerusalems.

Seit dem vierten Jahrhundert ist der dritte Theil der Erde fast beständig der Raub wandernder Völker. Die Hunnen brachen aus der chinesischen Tartarei, siedelten sich an den Gestaden der Donau an, drangen von da unter Attilla in Gallien und Italien ein, und schlugen endlich feste Sitze in Ungarn auf. Die Heru=

ler, die Gothen, erobern Rom. Die Vandalen ziehen von der Küste des baltischen Meeres aus, um Spanien und Afrika zu unterjochen; die Burgunder unterwerfen einen Theil Galliens; die Franken ziehen in den andern. Die Mauren bezwingen die Westgothen, die Eroberer Spaniens, während andere Araber ihre Eroberungen in Persien, Kleinasien, Syrien und Egypten ausbreiten. Die Türken brechen von dem östlichen Rande des caspischen Meeres auf, und theilen die Eroberungen der Araber. Die Kreuzfahrer Europas überschwemmen Syrien in größerer Anzahl, als je alle diese Völker mit einander, während der Tartare Dschengischan Hochasien überwältigt. Indeß nach kurzer Zeit findet sich keine Spur mehr von den Eroberungen der Kreuzfahrer; Dschengischan dagegen, wie die Araber, die Türken und andere gründeten fern von ihrem Vaterlande große Staaten. Leicht wohl lassen sich die Ursachen des geringen Erfolgs der Kreuzfahrer entdecken.

Die nämlichen Umstände bringen die nämlichen Wirkungen hervor. Man sah, daß die Zwietracht Mahomeds Nachfolger spaltete, nachdem sie so viele mächtige Staaten erobert. Die Kreuzfahrer erfuhren fast ein gleiches Schicksal. Sie eroberten weniger, und wurden uneiniger. Drei kleine christliche Staaten erstehen mit einem Schlage in Asien, Antiochien, Jerusalem und Edessa. Einige Jahre nachher bildete sich ein viertes, das Reich von Tripoli in Syrien, der Besitz des jungen Bertrand, des Sohns des Grafen von Toulouse. Aber um Tripoli zu erobern, bedurfte er Fahrzeuge von den Venetianern. Damals nahmen sie an dem Kreuzzuge Antheil und ließen sich in der neuen Eroberung ein Gebiet abtreten.

Von allen diesen neuen Fürsten, welche dem griechischen Kaiser den Lehnseid gelobet hatten, hielt kei-

ner sein Versprechen, einer war auf den andern eifersüchtig. In kurzer Zeit gingen die neuen Staaten, getheilt und wieder getheilt, in viele verschiedene Hände über. Es erhoben sich, wie in Frankreich, kleine Herren, Grafen von Joppe, Galiläa, Sidon, Acre und Cäsarea. Suleiman, der Antiochien und Nicäa verloren, behielt beständig das freie Feld, das sonst muselmännische Pflanzer bewohnten. Unter Suleiman und nach ihm sah man in Asien eine Mischung von Türken und Arabern, die sich sämmtlich bekriegten. Ein türkisches Schloß stieß an ein christliches, wie in Deutschland die Besitzungen der Protestanten und Katholiken sich gegenseitig einschließen.

Von der Million der Kreuzfahrer waren nur wenig übrig geblieben. Bei dem Gerücht ihres Siegs, den die Sage vergrößerte, verließen neue Schwärme das Abendland. Hugo, Bruder Philipps I., Königs von Frankreich, führte neue Haufen herbei, die Italiäner und Deutsche verstärkten. Man rechnete sie auf dreimalhunderttausend Mann; wenn man indeß diese Zahl auf zwei Drittheile heruntersetzt, sind es noch immer zweimalhunderttausend Mann, die er der Christenheit kostete. Bei Konstantinopel wurden sie fast wie die Genossen des einsiedlerischen Peter behandelt; die, welche in Asien landeten, wurden durch Suleiman vernichtet; Hugo starb fast verlassen in Kleinasien.

Was nach meiner Ansicht die höchste Schwäche des Reiches von Jerusalem beweist, ist die Gründung der kriegerischen Orden, der Tempelritter und Hospitaliter. Diese Mönche, die anfangs die Kranken bedienen sollten, mußten nicht sicher seyn, da sie Waffen trugen, zudem, wenn die allgemeine Gesellschaft gehörig geleitet wird, stiftet man nicht leicht besondere Vereine.

(1118.) Nachdem die dem Dienste der Verwundeten geweihten Ritter ein Kampfgelübde abgelegt hat-

ten, erstand plötzlich ein ähnlicher Kriegerverein, Tempelritter genannt, der den Namen darum erwählte, weil er nahe bei dem alten Tempel Salomos seinen Sitz hatte. Diese Stiftungen verdankt man den Franzosen, wenigstens den Bewohnern eines Landes, das in der Folge mit Frankreich vereinigt wurde. Raimond Dupuy, der erste Großmeister und Gründer des Ordens der Hospitaliter, stammte aus der Dauphiné. Kaum waren beide Orden durch päbstliche Bullen gegründet, als sie reich und Nebenbuhler wurden. Sie kämpften so oft gegen einander als gegen die Muselmänner. Bald erstand ein neuer Orden, den armen, in Palästina umherirrenden Deutschen zu Gunsten; es war dieß der Deutschritterorden, der hernach in Europa zu einem erobernden Vereine sich gestaltete.

Die Lage der Christen war so wenig gesichert, daß Balduin, der erste König in Jerusalem, der nach Gottfrieds Tode herrschte, fast unter den Thoren der Stadt von einem Türken gefangen genommen wurde.

Von Tag zu Tag wurden die Eroberungen der Christen schwächer. Die ersten Eroberer waren nicht mehr, und ihre Nachfolger verweichlicht. Schon wurde das Reich Edessa von den Türken wieder genommen und Jerusalem bedroht. Die griechischen Kaiser, die in den Fürsten Antiochiens, ihren Nachbarn, nur neue Gewaltherrscher erblickten, überzogen sie nicht ohne Grund mit Krieg. Die Christen Asiens, nahe erdrückt zu werden, forderten Europa zu einer neuen allgemeinen Kreuzfahrt auf.

Von Frankreich waren die ersten Fluthen hervorgebrochen, an Frankreich wandte man sich auch wieder. Der Pabst Eugen III., unlängst der Schüler des heiligen Bernhard, des Gründers von Clairvaux, wählte klüglich seinen ersten Lehrer zum Werkzeug einer neuen Entvölkerung. Nie hat ein Mönch den Tumult der

Geschäfte mit der Strenge seines Standes besser vereinigt, nie errang jemand eine so reine Achtung seiner Person, die höher steht, als das Ansehen. Der Abt Sugre, sein Zeitgenosse, war der erste Staatsdiener in Frankreich. Sein Schüler war Pabst, aber Bernhard, nur Abt von Clairvaux, war das Orakel Frankreichs und Europas.

Zu Vezelai in Burgund wurde auf öffentlichem Platze ein Gerüst errichtet, wo Bernhard an der Seite des Königes von Frankreich, Ludwigs des Kindes, erschien. Zuerst sprach er, sodann der König. Alles, was zugegen war, nahm das Kreuz. Ludwig erhielt es zuerst von dem heiligen Bernhard. Sugre war nicht der Meinung, der König solle dem Gewissen wohl entstehen, das er seinen Staaten zu bereiten vermochte, um in Syrien ungewisse Eroberungen zu versuchen; aber Bernhards Beredtsamkeit und der Zeitgeist, ohne den die Beredtsamkeit nichts galt, überwogen seine Rathschläge.

Nach der Schilderung, die wir von diesem Ludwig besitzen, war er ein Fürst, der mehr Gewissenszweifel als Tugend besaß. In einem der kleinen Bürgerkriege, welche die Lehnsherrschaft in Frankreich unvermeidlich machte, hatten die Truppen des Königs die Kirche von Vitry verbrannt, und ein Theil des Volks, der sich in die Kirche geflüchtet, hatte in den Flammen seinen Tod gefunden. Man überredete leicht den König, nur in Palästina könne er dieses Verbrechen sühnen, das er gewiß in Frankreich durch eine weise Verwaltung besser hätte gut machen können. Er that das Gelübde, Millionen zu erwürgen, um den Tod von vier oder fünfhundert auszusühnen. Seine junge Gattin, Eleonore von Guienne, nahm mit ihm das Kreuz, sey es, daß sie ihn liebte, oder daß es gute Sitte war, in dergleichen Abenteuern seinen Ehegemahl zu begleiten.

Bernhard hatte sich einen so großen Ruf erworben, daß man ihn sogar in einer neuen Versammlung zu Chartres zum Befehlshaber des Kreuzzuges erwählte. Dieß scheint fast unglaublich, aber alles läßt sich von dem frommen Taumel der Völker glauben. Der heilige Bernhard war zu klug, um sich der Lächerlichkeit, die ihn bedrohte, auszusetzen. Der Vorgang des einsiedlerischen Peter war noch neu. Er schlug die Heerführerstelle aus, und begnügte sich mit dem Prophetenamte.

Von Frankreich ging er nach Deutschland. Er fand hier einen andern Mönch als Prediger der Kreuzfahrt. Da dieser Nebenbuhler keine Sendung vom Pabste hatte, brachte er ihn zum Schweigen. Er gab sogar dem Kaiser Konrad das rothe Kreuz, und versprach öffentlich in Gottes Namen Siege gegen die Ungläubigen. Bald nachher schrieb Philipp, einer seiner Schüler, nach Frankreich, Bernhard verrichte in Deutschland eine Menge Wunder; zwar gab es keine Todtenerweckungen, doch wurden die Blinden sehend, die Lahmen gehend, und die Kranken gesund. Unter die Wunder kann man auch das zählen, daß er überall in Deutschland französisch predigte. Die Hoffnung auf einen gewissen Sieg vereinigte die Mehrzahl der Ritter mit dem Kaiser und König von Frankreich. In beiden Heeren wurden siebenzigtausend Mann schwere, und eine ungeheure leichte Reiterei gezählt; die Fußgänger wurden gar nicht gerechnet. Man kann diese zweite Wanderung wohl nicht auf weniger, als dreimal hunderttausend Mann herabsetzen. Da früher dreizehnmalhunderttausend fortgezogen, so wurden mehr als sechzehnmal hundertausend Einwohner verpflanzt. Die Deutschen zogen voran, die Franzosen folgten. Es ist natürlich, daß von diesen Massen, welche unter einen andern Himmelsstrich zogen, ein großer Theil durch

Krankheiten dahin gerafft wurde; besonders brachte die Unmäßigkeit in den Ebenen von Konstantinopel eine große Sterblichkeit in Conrads Heer; daher die Gerüchte, die im Abendlande umgingen, die Griechen hätten die Brunnen und Quellen vergiftet. Die nämlichen Ausschweifungen, welche die ersten Kreuzfahrer begingen, wiederholten sich bei den zweiten, und erregten bei Manuel Komnenus dieselben Besorgnisse, die sie bei seinem Großvater Alexis erregt hatten.

Nachdem Konrad über den Bosporus gesetzt, betrug er sich mit der in den Kreuzzügen herkömmlichen Unbesonnenheit. Das Reich von Antiochien bestand noch. Man konnte sich mit den syrischen Christen vereinigen und den König von Frankreich erwarten. Dann mußte die große Zahl siegen; aber der deutsche Kaiser stürzte sich mitten in Kleinasien, auf den Fürsten von Antiochien und König von Frankreich eifersüchtig. Ein Sultan von Iconium, gewandter als er, lockte die schwere, müde, entmuthigte deutsche Reiterei in felsige Gegenden, die auf solchem Boden sich nicht entwickeln konnte. Die Türken hatten nur das Geschäft des Tödtens. Der Kaiser wurde verwundet; nur noch von einigen flüchtigen Haufen begleitet, rettete er sich nach Antiochien, und trat von da eine Pilgerreise nach Jerusalem an, statt als Heerführer hier zu erscheinen. Der gefeierte Friedrich der Rothbart, sein Neffe und Nachfolger auf dem deutschen Throne begleitete ihn auf seinen Zügen, und lernte bei den Türken einen Muth ausüben, den die Päbste zu größeren Versuchen anwenden sollten.

Die Unternehmung Ludwigs des Kindes hatte den nämlichen Erfolg. Man muß gestehen, daß seine Begleiter nicht besonnener, als die Deutschen und viel ungerechter waren. Kaum war man in Thracien angelangt, als ein Bischof von Langres vorschlug, Kon=

stantinopel wegzunehmen; aber die Schmach einer solchen That war zu gewiß, und der Erfolg zu zweifelhaft. Das französische Heer setzte über den Hellespont, die Spuren des Kaisers Konrad verfolgend.

Wohl jeder wird bemerken, daß diese mächtigen christlichen Heere in den nämlichen Ländern Krieg führten, wo Alexander mit weniger Truppen gegen viel mächtigere Feinde, als die Türken und Araber waren, immer den Sieg davon trug. Nothwendig mußte in der Kriegszucht der Kreuzfahrer ein Grundfehler liegen, der ihrem Muthe den Erfolg entriß; dieser Fehler war wahrscheinlich der Geist der Unabhängigkeit, den die Lehnsherrschaft in Europa hervorrief. Feldherrn ohne Erfahrung und Kunst führten ungeregelte Haufen in unbekannte Länder. Der König von Frankreich, wie der Kaiser, in den Felsen bei Laodicea überfallen, wurde, wie er, geschlagen; aber er stand zu Antiochia noch häusliche Leiden aus, die viel empfindlicher waren, als dieser Unstern. Raimond, Fürst von Antiochien, zu dem er mit seiner Gattin Eleonore sich geflüchtet, pflegte mit ihr öffentlich der Liebe: man sagt sogar, sie habe alle Leiden einer so grausamen Fahrt in den Armen eines jungen Türken, Namens Saladin, vergessen.

Ludwig nahm seine Frau aus Antiochien und führte sie nach Jerusalem, mit Gefahr nebst ihr von den Muselmännern oder den Schaaren des antiochischen Fürsten gefangen zu werden. Er hatte doch wenigstens sein Gelübde erfüllt, und konnte eines Tages dem heiligen Bernhard sagen, er habe Bethlehem und Nazareth gesehen. Aber während dieser Reise wurden die Ueberbleibsel seiner Krieger geschlagen und nach allen Seiten zerstreut; endlich rissen dreitausend Franzosen auf einmal aus und wurden Mohamedaner des lieben Brodes wegen.

Der Schluß dieses Kreuzzugs war, daß der Kaiser Konrad fast allein nach Deutschland zurückkehrte. Ludwig das Kind brachte nur seine Gattin und einige Höflinge nach Frankreich zurück. Bei seiner Rückkehr ließ er sich von seiner Gattin Eleonore unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft scheiden; denn Ehebruch, wie schon bemerkt, vernichtete den heiligen Ehebund nicht; aber das abgeschmackteste Gesetz, das die Heirath einer Nichte zu einem Verbrechen machte, hob den heiligen Bund auf. Ludwig war nicht mächtig genug, die Mitgift zu behalten, als er die Person zurückschickte; er verlor Guienne, jene schöne französische Landschaft, nachdem er in Asien das herrlichste Heer verloren, das sein Land je auf die Beine gebracht. Tausend zu Grunde gerichtete Familien schmähten vergeblich gegen Bernhards Prophezeihungen, der sich durch eine Vergleichung mit Moses entschuldigte, welcher nach seiner Behauptung, wie er, im Namen Gottes den Israeliten versprochen habe, sie in ein glückliches Land zu führen, und das erste Geschlecht in den Wüsten sterben sah.

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Saladin.

Nach diesen unglücklichen Heerzügen waren die Christen getheilter als je. Die nämliche Wuth herrschte bei den Muselmännern. Fromme Vorwände hatten keinen Einfluß mehr auf Staatsangelegenheiten. Im Jahre 1166 verband sich sogar Amauri, König von Jerusa-

lem, mit dem Sultan von Aegypten gegen die Türken, aber kaum hatte der König diesen Vertrag unterzeichnet, als er ihn brach. Die Christen besaßen noch Jerusalem und machten einige Landstriche Syriens den Türken und Tartaren streitig. Während Europa durch diesen Krieg sich erschöpfte, Andronicus Komnenus durch den Mord seines Neffen auf den wankenden Thron Konstantinopels stieg, und Friedrich der Rothbart und die Päbste Italien mit Waffengetöse erfüllten, schoß aus der Natur eine jener Erscheinungen, welche die Menschen zur Einkehr in sich selbst bewegen und ihnen zeigen sollten, wie klein sie sind und um welche Kleinigkeit sie sich schlagen. Eine Erderschütterung, ausgedehnter als die im Jahr 1755 zerstörte die meisten Städte Syriens und des kleinen Reiches von Jerusalem; die Erde verschlang an hundert Orten Thiere und Menschen. Den Türken predigte man, Gott strafe die Christen, den Christen, Gott erkläre sich gegen die Türken, und fuhr fort, sich über die Trümmer Syriens zu schlagen.

Mitten aus diesen Trümmerhaufen stieg der große Salahddin auf. Er war ein Perser von Geburt, aus dem kleinen Lande der Kurden, eines stets kriegerischen und stets freien Volkes, er war einer der Anführer, die sich der Länder des Kalifen bemächtigten; keiner wurde so mächtig als er. In kurzem eroberte er Egypten, Syrien, Arabien, Persien und Mesopotamien. Saladin, über so viele Länder Gebieter, dachte bald an die Eroberung des Königreiches Jerusalem. Wüthende Parteiungen zerrissen den kleinen Staat und beschleunigten seinen Fall. Gui von Lusignan, gekrönter König, dem jedoch die Krone noch streitig gemacht wurde, versammelte in Galiläa die uneinigen Christen, welche die Gefahr zusammenführte, und zog gegen Saladin. Der Bischof von Ptolemais trug über dem

Panzer ein Chorhemd und hielt ein Kreuz, an dem, wie man die Christen beredete, Christus gestorben war. Indeß alle Christen wurden getödtet oder gefangen. Der gefangene König, welcher den Tod erwartete, war erstaunt, als Saladin ihn so behandelte, wie die menschenfreundlichsten Feldherren heut zu Tage die Gefangenen.

Saladin bot Lusignan eine Schale kühlenden Trankes dar. Nachdem der König getrunken, wollte er seine Schale einem seiner Feldherrn, Renald von Chatillon, geben. Es war eine unverletzliche Gewohnheit bei den Muselmännern, die noch bei einigen Arabern gilt, daß kein Gefangener getödtet werden darf, dem man zu essen und zu trinken gab: das Recht der alten Gastfreundschaft war Saladin heilig. Er gestattete nicht, daß Renald von Chatillon nach dem König trinke. Dieser Feldherr hatte mehrmals sein Wort gebrochen, der Sieger hatte geschworen, ihn zu strafen, und um zu zeigen, daß er zu rächen und zu verzeihen verstehe, schlug er dem Treulosen mit einem Schwerdtstreich den Kopf ab.

(1187.) Vor den Thoren Jerusalems, das sich nicht mehr halten konnte, gestattete er der Königin, Lusignans Gattin, einen Vergleich, den sie nicht hoffte. Er gestattete ihr, wo sie hinwolle, sich zurückzuziehen. Er forderte von den Griechen, die in der Stadt blieben, kein Lösegeld. Als er seinen Einzug in Jerusalem hielt, warfen sich mehrere Frauen vor ihm nieder, um die Befreiung ihrer Gatten, Kinder oder Väter zu erflehen. Er gab sie ihnen zurück, mit einem Edelmuthe, der in diesem Welttheile beispiellos war. Saladin ließ durch Christenhände die Moschee, die in eine Kirche verwandelt worden war, mit Rosenwasser waschen. Er stellte hier einen prachtvollen Stuhl auf, an dem Nuredin, Sultan von Aleppo, selbst gearbeitet hatte,

und ließ über der Pforte die Worte eingraben: „der Herrscher Saladin, der Knecht Gottes, hat diese Inschrift gesetzt, nachdem Gott durch seine Hand Jerusalem eingenommen."

Er errichtete muselmännische Schulen; doch trotz seiner Anhänglichkeit an seine Religion gab er den morgenländischen Christen die Kirche zum heiligen Grabe zurück, die man so nennt, ungeachtet es keineswegs wahrscheinlich ist, daß Christus in diesem Bezirk beerdigt wurde. Noch muß beigesetzt werden, daß Saladin nach einem Jahre Gui von Lusignan die Freiheit schenkte, indem er ihn schwören ließ, nie die Waffen gegen seinen Befreier mehr zu tragen. Lusignan hielt sein Wort nicht.

Während Kleinasien der Schauplatz der Parteiungen, des Ruhms, der Verbrechen und des Unglücks so vieler tausend Kreuzfahrer war, verbreitete sich an der Tiefe des Nordens die Wuth, den Glauben mit dem Schwerdt zu verkündigen.

Wir sahen, daß Karl der Große das nördliche Deutschland mit Feuer und Schwerdt in einem Augenblicke bekehrte. Wir haben weiter gesehen, daß die abgöttischen Dänen Europa in Schrecken setzten und die Normandie eroberten, ohne daß je die Sieger sich bemühten, den Götzendienst auszubreiten. Kaum war das Christenthum in Dänemark, Sachsen und Scandinavien befestigt, als man hier einen Kreuzzug gegen die Heiden des Nordens, die Slaven, predigte, welche dem Lande, das an Ungarn stößt, den Namen Slavonien gaben. Die Christen von Bremen bis in die Tiefe Scandinaviens waffneten sich gegen sie. Mehr als hunderttausend Kreuzfahrer trugen zu diesen Völkern die Zerstörung. Man kann den Verlust dieser hunderttausend zu den sechzehnhunderttausend zählen,

welche in diesem Zeitraum die Schwärmerwuth Europa kostete.

Inzwischen blieb den Christen in Asien nur Antiochien, Tripoli, Joppe und die Stadt Tyrus. Saladin besaß alles übrige, durch sich selbst oder seinen Schwiegersohn, den Sultan von Iconium.

Bei dem Gerücht der Siege Saladins bebte ganz Europa. Der Pabst Clemens III. rührte Frankreich, Deutschland und England auf. Philipp August, der in Frankreich regierte, und der alte Heinrich II., König von England, endigten ihre Zwiste und ihre Eifersucht, um hastig Asien zu Hülfe zu ziehen; sie befahlen, jeder in seinem Staate, alle, die nicht das Kreuz nehmen, sollten von ihren Einkünften zur Bestreitung der Waffenrüstungen den zehnten Theil bezahlen. Dieß ist der sogenannte Saladinszehnten, ein Ehrenmal für den Ruhm des Eroberers.

Der Kaiser Friedrich der Rothbart, so berühmt durch die Verfolgungen, die er von den Päbsten erfuhr und ihnen zufügte, heftete fast zur nämlichen Zeit das Kreuz an. Er schien bei den Christen Asiens das zu seyn, was Saladin bei den Türken war: staatsklug, ein großer Feldherr, geprüft durch das Schicksal; er führte ein Heer von 150,000 Streitern; er sorgte zuerst dafür, daß keiner das Kreuz nehme, der nicht wenigstens funfzig Thaler besäße, damit jeder durch seinen Umtrieb der schauerlichen Hungersnoth vorbeugen könnte, die zur Vernichtung der frühern Heere beigetragen hatte.

Er mußte anfangs die Griechen bekämpfen. Der Hof von Konstantinopel, der ewigen Drohungen durch die Lateiner müde, schloß endlich ein Bündniß mit Saladin. Dieses Bündniß empörte Europa, aber es ist klar, daß es unumgänglich war; man verbündet sich nicht ohne Noth mit einem natürlichen Feind. Unsere

heutigen Bündnisse mit den Türken, vielleicht weniger nothwendig, erregen nicht so viel Murren. Friedrich öffnete sich einen Weg nach Thracien im Kampfe gegen den Kaiser Isaac Angelus. Der Sieger über die Griechen gewann zwei Schlachten gegen den Sultan von Iconium, aber als er mit Schweiß bedeckt in den Wassern des Cydnus badete, starb er, und seine Siege waren vergeblich. Sie hatten ohne Zweifel viel gekostet, da sein Sohn, der Herzog von Schwaben, von diesen 150,000 nur 7 bis 8000 Mann zusammenbringen konnte. Er führte sie nach Antiochien und vereinigte die Trümmer mit denen des Königs von Jerusalem, Gui von Lusignan, der seinen Ueberwinder Saladin, trotz des Schwurs und der Ungleichheit der Waffen, wieder angreifen wollte.

Nach mehreren Schlachten, von denen keine entscheidend war, verlor der Sohn Friedrichs, der im Abendlande hätte Kaiser werden können, das Leben bei Ptolemais. Die, welche melden, er sey als Märtyrer der Keuschheit gestorben, und hätte durch den Gebrauch von Weibern wieder genesen können, sind ziemlich kecke Lobpreiser und schlechte Naturkundige. Man war thöricht genug, in der Folge von Ludwig VIII., König von Frankreich, das nämliche zu sagen.

Kleinasien war ein Abgrund, in den Europa sich stürzte. Nicht nur das ungeheure Heer des Kaisers Friedrich ging zu Grunde; auch die Flotten der Engländer, der Franzosen, der Italiäner und Deutschen, die vor Philipp August und Richard Löwenherz erschienen, hatten neue Kreuzfahrer und neue Opfer gebracht.

Der König von Frankreich und der König von England langten endlich in Syrien vor Ptolemais an. Fast alle Christen des Morgenlandes hatten sich versammelt,

um diese Stadt zu belagern. Saladin war am Euphrat in einen Bürgerkrieg verwickelt. Als die zwei Könige ihre Streitkräfte mit den morgenländischen Christen vereinigten, zählte man mehr als 300,000 Streiter.

(1190.) Ptolemais wurde wirklich eingenommen; aber die Zwietracht, die Philipp und Richard, als Nebenbuhler um Ruhm und Vortheil, nothwendig theilen mußte, richtete mehr Unheil an, als die 300,000 Mann durch Heldenthaten Heilsames stiften konnten. Dieser Zwistigkeiten müde, und noch mehr durch das Uebergewicht, das sein Vasall Richard in allem gewann, erbittert, kehrte Philipp in seine Heimath zurück, der er vielleicht nicht den Rücken hätte bieten, das er aber mit größerem Ruhm hätte wieder sehen sollen.

Richard, nun Herr auf dem Felde der Ehre, nur nicht unter den Kreuzfahrern, die noch uneiniger, als die beiden Könige waren, zeigte vergeblich den glänzendsten Heldenmuth. Saladin, der als Sieger von Mesopotamien zurückkehrte, lieferte den Kreuzfahrern bei Cäsarea eine Schlacht. Richard hatte den Ruhm, Saladin zu entwaffnen; das war aber fast alles, was er auf dem merkwürdigen Heerzuge gewann.

Anstrengungen, Krankheiten, kleine Gefechte, beständige Streitigkeiten vernichteten das große Heer. Richard kehrte zwar mit mehr Ruhm zurück, als Philipp August, aber auf eine minder kluge Weise. Er reiste mit einem einzigen Fahrzeuge ab, und da dieses an den Küsten Venedigs Schiffbruch litt, durchzog er verkleidet in schlechter Begleitung die Hälfte Deutschlands. Er hatte in Syrien durch seinen Stolz den Herzog von Oestreich beleidigt, und die Unklugheit, durch sein Gebiet zu gehen; der östreichische Herzog schlug ihn in Ketten, und lieferte ihn dem barbarischen, niederträchtigen Kaiser Heinrich VI. aus, der ihn so-

fort wie einen Kriegsgefangenen im Kerker festhielt, und wie man sagt 100,000 Mark Silbers als Lösegeld forderte.

Saladin, der mit Richard einen Vertrag abschloß, kraft dessen er den Christen die Meeresküste von Tyrus bis Joppe überließ, hielt treulich sein Wort. Er starb drei Jahre darauf zu Damascus, selbst von Christen bewundert. In seiner letzten Krankheit ließ er statt der Fahne, die vor seiner Pforte aufgerichtet war, sein Leichentuch wehen, und der, welcher es hielt, rief mit lauter Stimme: „das ist alles, was Saladin, der Ueberwinder des Morgenlandes, von seinen Zügen heimbringt.“ Man sagt, daß er in seiner letzten Willenserklärung für arme Muselmänner, Juden und Christen gleiche Almosen bestimmte, um durch diese Verfügung anzudeuten, daß alle Menschen Brüder sind, und daß man, um sie zu unterstützen, nicht darnach fragen muß, was sie glauben, sondern was sie dulden. Wenige unserer christlichen Fürsten waren so freigebig, und wenige der Chronikenschreiber, mit denen Europa überfüllt ist, haben Gerechtigkeit zu ertheilen gewußt.

Das Feuer der Kreuzzüge erlosch nicht, und die Kriege Philipp Augusts gegen England und Deutschland hinderten eine große Menge Herren keineswegs, das Kreuz anzuheften. Der Hauptbeweger dieser Pilgerschaft war ein flamändischer Fürst, wie Gottfried von Bouillon der Befehlshaber der ersten: es war dieß Balduin, Graf von Flandern. Viertausend Ritter, neuntausend Schildträger und zwanzigtausend Mann zu Fuß bildeten den neuen Kreuzzug, den man den fünften nennen kann.

Venedig wurde von Tag zu Tag ein furchtbarer Staat, der seinen Handel durch den Krieg unterstützte. An ihn mußten sich alle Könige Europas wenden; er war im Stande, die Flotten auszurüsten, welche die

Könige Englands, Frankreichs und Deutschlands nicht auszurüsten vermochten. Die gewerbsamen Venetianer gewannen bei dieser Kreuzfahrt Geld und Gebiet. Zuerst ließen sie sich 85,000 Goldthaler bezahlen, nur um das Heer überzusetzen. (1202). Zweitens bedienten sie sich sogar dieses Heers, zu dem sie 50 Galeeren stoßen ließen, um Eroberungen in Dalmatien zu machen. Der Pabst Innocenz III. that sie in den Bann, sey es der Form zu lieb, oder daß er bereits ihre Größe fürchtete. Die gebannten Kreuzfahrer nahmen nichts desto weniger Zara und sein Gebiet ein, das die Macht Venedigs in Dalmatien vergrößerte.

Diese Kreuzfahrt erhielt dadurch eine von allen andern verschiedene Gestalt, daß sie Konstantinopel in Zwiespalt fand, und die vorhergehenden, sicher gestellten Herrscher an ihrer Spitze hatten. Venetianer, der Graf von Flandern, der Graf von Montferrat, der zu ihnen stieß, kurz, die Hauptführer, immer staatsklug, wenn die Masse zügellos dahin läuft, sahen, daß die Zeit gekommen sey, den alten Plan gegen das griechische Reich ins Werk zu setzen. So lenkten die Christen ihren Kreuzzug gegen den ersten Fürsten der Christenheit.

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Angriffe auf Konstantinopel. Kreuzfahrt nach Egypten.

Das konstantinopolitanische Reich, das immer das römische Reich genannt wurde, besaß noch Thracien,

ganz Griechenland, die Inseln, Epirus, und dehnte seine Herrschaft in Europa bis Belgrad und die Wallachei aus. Es kämpfte mit den Arabern, Türken und Kreuzfahrern um die Reste Kleinasiens, und pflegte immer die Wissenschaften und Künste in der Kaiserstadt. Es gab eine ununterbrochene Reihe von Geschichtschreibern, bis Mohamed II. sich derselben bemeisterte. Die Geschichtschreiber waren entweder Kaiser oder Fürsten, oder Staatsleute, sie sprechen nur von Ergebenheit, verkleiden alle Thatsachen, suchen nur leeren Wortklang und haben von dem alten Griechenthum nichts, als die Geschwätzigkeit. Streitereien war das Geschäft des Hofes; der Kaiser Manuel stritt lange mit seinen Bischöfen über die Worte: „mein Vater ist größer, denn ich," während er vor den Kreuzfahrern und Türken zu zittern hatte. Es gab einen griechischen Katechismus, in dem die bekannte Zeile aus dem Koran verflucht war, welche lehrt: „Gott ist ein unendliches Wesen, welches nicht gezeugt worden ist und nicht gezeugt hat." Manuel wollte, daß man diesen Fluch aus dem Katechismus streiche. Diese Streitigkeiten bezeichneten und schwächten seine Regierung. Er wollte nicht, daß man in dem griechischen Katechismus ein siegreiches Volk beleidige, das einen Gott, der sich nicht mittheilt, annahm und durch unsere Dreieinigkeit empört wurde.

(1185.) Alexius Manuel, sein Sohn, der sich mit einer Tochter Ludwigs des Kindes vermählte, wurde durch seinen Vetter Andronikus von dem Throne gestürzt. Andronikus dagegen wurde es durch einen Bedienten des Pallastes, Isaac Angelus. Man schleppte ihn in den Straßen umher, hieb ihm eine Hand ab, riß ihm die Augen aus, und goß siedendes Wasser über seinen Leib; unter den grausamsten Martern hauchte er aus.

Isaac Angelus, der einen Machträuber so grausam gezüchtigt, wurde durch seinen eigenen Bruder, der ihm die Augen ausreißen ließ, gestürzt. Alexis Angelus nahm den Namen Komnenus an, ungeachtet er nicht aus dem kaiserlichen Hause der Komnene war. Er war die Ursache der Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer.

Der Sohn des Isaac Angelus flehte die Hülfe des Pabstes und vorzüglich der Venetianer gegen die Barbarei seines Oheims an. Um sich ihrer Hülfe zu versichern, entsagte er der griechischen Kirche und trat in die lateinische ein. Die Venetianer und einige Kreuzfürsten, z. B. Balduin, Graf von Flandern, Bonifazius, Graf von Montferrat, leisteten ihm ihre gefährliche Hülfe. Solche Helfer waren allen Parteien auf gleiche Weise verhaßt. Sie lagerten außerhalb der stets getümmelvollen Stadt. Der junge Alexis, von den Griechen verabscheut, weil er die Lateiner herbeigeholt, wurde bald das Opfer einer neuen Partei. Einer seiner Verwandten, Myrciphlos, erwürgte ihn mit eigenen Händen, und nahm die rothen Halbstiefel, das Zeichen der Herrschaft.

(1204.) Die Kreuzfahrer, die jetzt den Vorwand hatten, als rächten sie ihre Geschöpfe, benutzten den Aufruhr, der die Stadt verheerte, sie zu plündern. Sie drangen fast ohne Widerstand ein, und nachdem alles niedergemetzelt war, was sich darbot, überließen sie sich den Ausschweifungen ihrer Wuth und Habsucht. Nicetas versichert, allein die Beute der französischen Herren sey auf 200,000 Pfund Silber geschätzt worden. Die Kirchen wurden geplündert, und — bezeichnend genug für den Charakter des Volks, der sich nie änderte — die Franzosen tanzten mit Weibern in dem Heiligthume der Sophienkirche, während eine der Dirnen, die Balduins Heere folgte, Gesänge ihres

Glaubensbekenntnisses in dem Stuhle des Patriarchen absang. Die Griechen hatten oft die heilige Jungfrau bei Niedermetzelung ihrer Fürsten angefleht. Die Franzosen sangen, tranken, buhlten in der Kirche, die sie plünderten. Jedes Volk hat sein Seelengepräge. Dieß war das Erstemal, daß Konstantinopel von Fremdlingen eingenommen und geplündert wurde, und es geschah durch Christen, die gelobt hatten, nur Ungläubige zu bekämpfen.

Man gewahrt nicht, daß das griechische Feuer, welches die Geschichtschreiber so sehr rühmen, die geringste Wirkung gethan. War es wirklich so, wie man sagt, so verschaffte es immer zu Land und zur See gewiß den Sieg. War es unserem Phosphor vergleichbar, so konnte es sich im Wasser freilich erhalten, aber nicht wirken. Trotz des Geheimnisses hatten die Türken den Griechen fast ganz Kleinasien entrissen, und die Lateiner entwanden ihnen die Ueberbleibsel.

Der mächtigste der Kreuzfahrer, Balduin, Graf von Flandern, ließ sich zum Kaiser erwählen. Vier sprachen den Thron an; man stellte vier große Kelche aus der Sophienkirche voll Wein vor ihnen nieder; der, welcher zur Wahl bestimmt war, wurde allein gesalbt. Balduin trank, nahm die rothen Halbstiefel und ward anerkannt. Der neue Machträuber verdammte den andern Machträuber Myrciphlos, von der Höhe einer Säule herabgestürzt zu werden. Die andern Kreuzfahrer theilten das Reich. Die Venetianer gaben sich den Peloponnes, die Insel Candia, und mehrere Städte Phrygiens, die noch nicht von den Türken unterjocht waren, der Graf von Montferrat nahm Thessalien; so behielt Balduin nur Thracien und Mösien für sich. Der Pabst gewann wenigstens für eine Zeit die Kirche des Morgenlands. Die Eroberung konnte

mit der Zeit ein Königreich aufwiegen. Konstantinopel war etwas anderes, als Jerusalem.

Auf ihren barbarischen Kreuzzügen war also die Niedermetzelung anderer Christen die einzige Frucht der Christen. Die Kreuzfahrer, welche das Reich zerstörten, hätten leichter als ihre Vorfahren die Türken aus Asien jagen können. Saladins Staaten waren zerfleischt. Aber so viele Ritter auch das Gelübde thaten, Jerusalem Hülfe zu leisten, nur eine kleine Zahl solcher, welche die griechische Beute nicht theilen konnten, kam nach Syrien. Unter dieser kleinen Anzahl befand sich Simon von Montfort, der, nachdem er vergeblich einen Staat in Griechenland und Syrien gesucht, sich an die Spitze eines Kreuzzuges gegen die Albigenser stellte, um den Christen, seinen Brüdern, das Kreuz in der Hand, wenigstens etwas zu rauben.

Viele Fürsten aus dem kaiserlichen Hause der Komnene, welche bei der Zerstörung ihres Reiches den Muth nicht verloren, waren übrig geblieben. Einer von ihnen, der auch den Namen Alexis trug, flüchtete sich mit einigen Fahrzeugen nach Kolchis, und hier zwischen dem schwarzen Meere und dem Kaukasus gründete er einen kleinen Staat, den man das Reich Trapezunt nannte; so wurde das Wort „Reich„ mißbraucht.

Theodorus Laskaris eroberte Nicäa wieder, und setzte sich in Bithynien fest, indem er sich geschickt der Araber gegen die Türken bediente. Er gab sich auch den Kaisertitel und ließ einen Glaubensgenossen zum Patriarchen erwählen. Andere Griechen, sogar mit den Türken im Bunde, riefen ihre alten Feinde, die Bulgaren, gegen den neuen Kaiser, Balduin von Flandern, der sich wenig seiner Eroberung freute, zu ihrer Hülfe herbei. Er wurde von ihnen bei Adrianopel ge-

schlagen, verlor Arme und Beine und hauchte aus als Beute der wilden Thiere.

Die Quellen dieser Pilgerfahrten mußten versiegen, aber die Menschengeister bewegten sich fort. Die Beichtväter legten den Büßern eine Wanderung in das heilige Land auf. Die falschen Nachrichten, die täglich daher kamen, nährten falsche Hoffnungen.

Ein Mönch aus Bretagne, Namens Elsoin, führte im Jahr 1204 eine Menge Bretagner nach Syrien. Die Wittwe eines ungarischen Königs nahm mit einigen Frauen das Kreuz, im Glauben, nur durch diese Pilgerschaft den Himmel erwerben zu können. Die pestartige Krankheit drang sogar zu den Kindern; Tausende, von Schulmeistern und Mönchen geführt, verließen das Haus ihrer Eltern, den Worten vertrauend: „Herr, aus ihrem Munde hast du dir dein Lob bereitet." Ihre Führer verkauften einen Theil an die Muselmänner, die übrigen starben im Elend. Der Staat von Antiochien war der bedeutendste, den die Christen in Syrien bewahrten. Das Königreich Jerusalem bestand nur noch in Ptolemais. Doch war es in dem Abendland festgesetzt, daß ein König in Jerusalem seyn müsse. Als der Namenskönig Emerich von Lusignan gegen das Jahr 1205 starb, verlangte der Bischof von Ptolemais von Frankreich einen jüdischen König. Philipp August ernannte einen jüngern Sohn aus dem Hause Brienne in der Champagne, der kaum ein Erbgut hatte. Man kann aus der Wahl des Königs auf das Königthum schließen. Dieser Namenskönig, seine Ritter, die Bretagner, die über das Meer gesetzt, mehrere deutsche Fürsten, ein Herzog von Oestreich, Andreas, König in Ungarn, von schönen Heerhaufen gefolgt, die Tempelritter, die Hospitaliter, die Bischöfe von Münster und Utrecht, alles das konnte wieder ein Eroberungsheer bilden, wenn es einen Feld-

herrn gehabt hätte; aber das fehlte immer. Als sich der König von Ungarn zurückzog, unternahm ein Graf von Holland, was so viele Könige und Fürsten nicht auszuführen vermochten. Die Christen schienen einem Wiederaufbruch nahe zu seyn. Ihre Hoffnungen wuchsen mit der Ankunft einer Menge Ritter, die ein päbstlicher Gesandter ihnen zuführte. Ein Erzbischof von Bordeaux, die Bischöfe von Paris, Angers, Autun und Beauvais begleiteten den Gesandten mit beträchtlichen Truppen. Viertausend Engländer, eben so viele Italiener, kamen unter verschiedenen Pannern. Kurz Johann von Brienne, der fast allein nach Ptolemais gekommen war, sah sich an der Spitze von fast hunderttausend Streitern.

Seifeddin, der Bruder des gefeierten Saladin, der seit kurzem Aegypten mit seinen andern Staaten verbunden hatte, zog herbei, um die Ueberbleibsel der Mauern Jerusalems, das nur noch eine zerfallene Burg war, zu schleifen. Aber da Seifeddin in Aegypten nicht gehörig befestigt schien, glaubten die Kreuzfahrer es erobern zu können.

Von Ptolemais ist die Ueberfahrt zu den Mündungen des Nils kurz. Die Fahrzeuge, welche so viele Christen herbei gebracht hatten, trugen sie in drei Tagen zu dem alten Pelusium. Bei den Trümmern von Pelusium erhebt sich Damiate auf einem Damme, der es vor den Ueberschwemmungen des Nil schützt.

(1218.) Die Kreuzfahrer begannen die Belagerung während der letzten Krankheit Seifeddins und setzten sie nach seinem Tode fort. Maleddin, der älteste seiner Söhne, herrschte damals in Egypten, und galt für einen größeren Freund der Gesetze, der Wissenschaften und der Ruhe, als des Krieges. Koraddin, Sultan von Damascus, dem Syrien als Beute zugefallen war, zog ihm gegen die Christen zu Hülfe. Die Be-

lagerung, die zwei Jahre dauerte, wurde in Europa, Asien und Afrika gefeiert.

Der heilige Franz von Assisi, der damals seinen Orden stiftete, ging selbst in das Lager der Belagerer. Da er sich einbildete, er könne leicht den Sultan Maleddin bekehren, ging er mit seinem Gefährten, dem erleuchteten Bruder, in das ägyptische Lager. Man fing sie auf, und führte sie vor den Sultan. Franz predigte italienisch, er schlug Maleddin vor, ein großes Feuer anzünden zu lassen, in das seine Priester und Franz und der Erleuchtete sich stürzen sollen, um zu entscheiden, welche Religion die wahre sey. Maleddin, dem ein Dolmetscher den sonderbaren Vorschlag auslegte, antwortete mit Lachen, seine Priester seyen nicht Leute, die sich für ihren Glauben ins Feuer werfen. Da schlug Franz vor, allein sich darein zu werfen. Maleddin sagte ihm, wenn er ein solches Anerbieten annehmen wolle, würde er an seiner Religion zu zweifeln scheinen. Endlich schickte er Franz gütig zurück, da er wohl einsah, daß er kein gefährlicher Mensch seyn könne.

So groß ist die Gewalt der Begeisterung, daß Franz, als er in Aegypten sich nicht auf den Holzstoß stürzen und den Sultan zum Christen machen konnte, das Abenteuer in Marocco versuchen wollte. Er schiffte sich vorerst nach Spanien ein; da er aber in eine Krankheit verfiel, bewog er Bruder Aegidius und vier andere seiner Gefährten, auf die Bekehrung der Maroccaner auszuziehen. Bruder Aegidius und die vier Mönche gehen nach Tetuan unter Segel und predigen in italienischer Sprache von einem Karren herab. Der maroccanische Herrscher schickte sie mitleidsvoll nach Spanien zurück; sie kamen zum zweitenmale, man schickte sie wieder zurück; sie kamen zum drittenmal; der Kaiser, aufs Aeußerste gebracht, verurtheilte sie in

seinem Divan zum Tode, und schlug ihnen mit eigener Hand den Kopf ab. Es ist eine eben so abergläubische als barbarische Sitte, daß die maroccanischen Kaiser die ersten Scharfrichter ihres Landes sind. Sie gaben sich für Sprößlinge Mohammeds aus. Die Ersten, die unter ihrer Herrschaft zum Tode verurtheilt wurden, verlangten durch die Hand ihres Gebieters zu sterben, in der Hoffnung, reiner gesühnt zu werden. Die abscheuliche Sitte hat sich so gut erhalten, daß der bekannte maroccanische Kaiser Mulei Ismael mit eigener Hand gegen zehntausend Menschen in seinem langen Leben zum Tode schickte.

Der Tod der fünf Gefährten des Franz von Assisi wird noch alle Jahre zu Coembra durch einen Aufzug gefeiert, welcher eben so eigenthümlich ist, als ihr Abenteuer. Man behauptet, die Körper der Franziskaner seyen nach ihrem Tode nach Europa zurückgekehrt, und hielten sich zu Coembra in der Kirche zum heiligen Kreuze auf. Die jungen Leute, die Weiber und Mädchen, gehen alle Jahre in der Nacht der Ankunft dieser Märtyrer von der Kirche des heiligen Kreuzes zu der der Franziskaner; die Jünglinge sind nur mit kurzen Schlafhosen, die bis an die Schenkel reichen, bekleidet. Die Frauen und Mädchen tragen einen eben so kurzen Unterrock. Der Zug dauert lang, und man hält oft an.

(1220.) Inzwischen wurde Damiate erobert, das den Weg zur Ueberwältigung Aegyptens zu öffnen schien; aber ein spanischer Benedictiner, Pelagius Alcano, Gesandter des Pabsts und Kardinal, wurde die Ursache seines Verlusts. Der Gesandte behauptete, da der Pabst der Führer aller Kreuzfahrten sey, so sey der, welcher ihn vertrete, unwiderleglich der Feldherr, und der König von Jerusalem, der nur mit Erlaubniß des Pabstes König sey, müsse in allem dem König ge-

horchen. Diese Zwistigkeiten verschleuderten die Zeit. Man mußte nach Rom schreiben; der Pabst befahl dem König ins Lager zurückzukehren, und der König kehrte dahin zurück, um unter dem Benedictiner zu dienen. Dieser Feldherr führte das Heer zwischen zwei Nilarmen, genau zu der Zeit, da dieser Fluß, der Aegypten nährt und schützt, auszutreten begann. Der Sultan setzte durch Schleußen das christliche Lager unter Wasser (1221). Auf der einen Seite verbrannte er ihre Fahrzeuge, auf der andern stieg der Nil und drohte das Heer des Gesandten zu verschlingen. Es befand sich in dem Zustande, in dem sich die Aegypter Pharao's befanden, als das Meer auf sie zurückstürzen wollte.

Die Zeitgenossen erzählen einstimmig, man habe in dieser Noth mit dem Sultan unterhandelt. Er ließ sich Damiate zurückgeben, schickte das Heer nach Phönicien zurück, nachdem es geschworen, acht Jahre lang ihn nicht zu bekriegen, und behielt den König Johann von Brienne als Geißel. Die Christen setzten ihre Hoffnung allein auf Kaiser Friedrich II. Johann von Brienne gab ihm seine Tochter und die Rechte auf das Königreich Jerusalem als Mitgift. Friedrich II. begriff sehr wohl, wie unvortheilhaft die Kreuzzüge seyen, aber er mußte den Geist der Völker schonen und den Schlägen des Pabstes ausbeugen. Sein Betragen scheint mir ein Musterbild einer gesunden Staatskunst. Er unterhandelt auf einmal mit dem Pabst und dem Sultan Maleddin. Nachdem der Vertrag zwischen dem Sultan und ihm unterzeichnet war, geht er nach Palästina, aber eher mit einer Bedeckung, als mit einem Heere. Kaum ist er angelangt, als er den Vertrag bekannt machte, kraft dessen ihm Jerusalem, Nazareth und einige Ortschaften abgetreten wurden. Er läßt in Europa die Nachricht verbreiten, er habe, ohne

einen Tropfen Bluts zu vergießen, die heiligen Städte wieder gewonnen. Man wirft ihm vor, er habe durch den Vertrag in Jerusalem eine Moschee gelassen. Der Patriarch dieser Stadt behandelte ihn als Gottesleugner; sonst galt er für einen Fürsten, der zu herrschen wüßte.

Wenn man die Geschichte dieser Zeiten liest, muß man gestehen, daß die Verfasser von Romanen im Fluge ihrer Einbildungskraft wohl nicht über das, was die Wahrheit hier bietet, gehen konnten. Wir haben ja gesehen, daß ein Graf von Flandern, der das Gelübde that, in das heilige Land zu ziehen, auf dem Wege des konstantinopolitanischen Reiches sich bemächtigte, Johann von Brienne, der jüngste Sohn von Champagne, König von Jerusalem wurde, und auf dem Punkte stand, Aegypten zu überwältigen. Als der nämliche Johann von Brienne keinen Staat mehr besaß, zog er allein Konstantinopel zu Hülfe, und da er während eines Zwischenreiches ankam, wurde er zum Kaiser gewählt. Sein Nachfolger, Balduin II., der letzte lateinische Kaiser von Konstantinopel, immer bedrängt von den Griechen, flehte mit einer päbstlichen Bulle die Hülfe aller europäischen Fürsten an; alle Fürsten waren damals fern von ihrer Heimath; die Kaiser des Abendlandes zogen ins heilige Land; die Päbste waren fast immer in Frankreich, und die Könige bereit, nach Palästina aufzubrechen. Thibaut von Champagne, König von Navarra, so berühmt durch die Liebe, die man ihm für die Königin Blanca zuschreibt, und durch seine Gesänge, schiffte sich auch nach Palästina ein. Er kehrte im nämlichen Jahre zurück, und zu seinem Glücke wurden ungefähr siebzig französische Ritter, die mit ihm sich auszeichnen wollten, insgesammt gefangen genommen, und nach Kairo zum Neffen Maleddins, Meleksala, gebracht, der,

ein Erbe der Staaten und Tugenden seines Oheims, sie menschenfreundlich behandelte, und zuletzt um ein mäßiges Lösegeld in ihr Vaterland zurückkehren ließ.

Um diese Zeit gehörte das Gebiet von Jerusalem weder den Syriern, noch Aegyptern, noch Christen, noch Muselmännern. Eine beispiellose Umwälzung gab dem größten Theile von Asien eine neue Gestalt. Dschengis und seine Tartaren waren über den Kaukasus, Taurus und Imaus gestiegen. Die Völker, welche vor ihnen flohen wie wilde Thiere, die durch noch wildere aus ihren Höhlen aufgescheucht werden, stürzten auf die verlassenen Länder. Die Bewohner von Chorasan, die man Chowaresmier nannte, stürzten sich, gedrängt von den Tartaren, auf Syrien, wie im vierten Jahrhundert die Gothen, von den Scythen getrieben, auf das römische Reich fielen. Die abgöttischen Chowaresmier erwürgten alles, was von Türken, Christen und Juden in Jerusalem übrig war. Die Christen, die in Antiochien, Tyrus, Sidon und an den Küsten Syriens übrigten, gaben auf einige Zeit ihre Privathändel auf, um den neuen Räubern zu widerstehen.

Die Christen standen damals mit dem Sultan von Damascus im Bunde. Die Templer, die Johanniter, die Deutschritter waren stets waffenfertige Vertheidiger. Europa bot ohne Unterlaß einige Freiwillige dar, kurz alles, was man zusammenbringen konnte, kämpfte gegen die Chowaresmier. Die Niederlage der Kreuzfahrer war vollständig, doch war es nicht das Ziel ihrer Leiden; neue Türken zerstörten die syrischen Küsten nach den Chowaresmiern, und vertilgten fast alle Ueberbleibsel der Ritter. Aber die vorübergehenden Ströme ließen den Christen immer die Küstenstädte.

In ihre Seestädte eingeschlossen, sahen sich die Lateiner damals hülflos, und ihre Zwistigkeiten erhöheten

ihr Unglück. Die Fürsten von Antiochien beschäftigten sich mit der Bekriegung einiger armenischen Christen. Die Parteiungen der Venetianer, Genueser und Pisaner stritten sich um die Stadt Ptolemais. Die Templer und Johanniter stritten um alles. Europa kalt geworden, schickte fast keine bewaffneten Pilger mehr. Die Hoffnungen der morgenländischen Christen waren erloschen, als der heilige Ludwig die letzte Kreuzfahrt antrat.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Der heilige Ludwig.

Ludwig IX. war, wie es schien, bestimmt, Europa umzugestalten, wenn es möglich gewesen wäre, Frankreich Siege und Bildung zu geben, und in allem ein Vorbild für die Menschheit zu werden. Seine Frömmigkeit, die der eines Einsiedlers glich, nahm ihm keine königliche Tugend; ein weiser, haushälterischer Sinn schmälerte nicht seine Freigebigkeit; er wußte mit einer strengen Gerechtigkeit eine tiefe Staatsklugheit zu vereinigen; und vielleicht ist er der einzige Herrscher, der dieses Lob verdient. Klug und fest in dem Rathe, unerschrocken in der Schlacht, ohne tollkühn zu seyn, mitleidsvoll, als wäre er immer unglücklich gewesen: dem Menschen ist es nicht gegeben, die Tugend höher zu steigern.

Er hatte in Verbindung mit der Regentin, seiner Mutter, welche zu herrschen verstand, den Mißbrauch

der zu ausgedehnten Gerichtsbarkeit der Geistlichen beschränkt; sie wollten, daß die Diener der Gerechtigkeit die Güter jedes Gebannten in Beschlag nähmen, ohne zu untersuchen, ob der Bann gerecht sey oder nicht. Der König unterschied sehr weise die bürgerlichen Gesetze, denen jeder unterworfen seyn muß, und die Gesetze der Kirche, deren Herrschaft sich nur über die Gewissen ausbreiten darf, und ließ die Gesetze des Reichs unter dem Mißbrauch der Bannsprüche nimmermehr wankend werden. Hatte er von dem Anfang seiner Verwaltung die Ansprüche der Bischöfe und Laien in ihren Gränzen zurückgehalten, so erstickte er die Parteiungen der Bretagne, und wählte einen klugen Mittelgang zwischen dem Ungestümm Gregors IX. und den Racheplänen Friedrichs II. Sein Eigenthum, bereits sehr groß, wuchs durch mehrere Ländereien an, die er gekauft hatte. Damals erhielten die Könige Frankreichs nur von ihren eigenen Gütern, nicht vom Volke Einkünfte; ihre Größe hing von einem ausgedehnten Haushalt ab, wie die des Privatmannes. — Diese Verwaltung hatte ihn in den Stand gesetzt, bedeutende Heere gegen den König von England, Heinrich III., zu werben, und gegen die französischen Vasallen, die sich mit England verbanden. Heinrich III., weniger reich, weniger angesehen bei seinen Engländern, hatte weder so gute noch so wohlgerüstete Truppen. Ludwig schlug ihn zweimal, vorzüglich am Tag von Taillebourg in Poitou. Der englische König floh. Dieser Krieg war von einem nützlichen Frieden gefolgt; die französischen Vasallen kehrten zu ihrer Pflicht zurück, und entstanden ihr nie mehr. Der König vergaß nicht, den Engländern 25,000 Pfund Sterling für die Kriegskosten aufzulegen.

Wenn man bedenkt, daß er erst vier und zwanzig Jahre alt war, als er sich so betrug, und daß sein

Geist weit über sein Glück erhaben war, so sieht man, was er gethan hätte, wenn er im Vaterland geblieben wäre, und man beklagt, daß Frankreich durch seine Tugenden, welche das Glück der Welt hätten gründen sollen, so unglücklich geworden. Im Jahre 1240 glaubte Ludwig in einer schweren Krankheit eine Stimme zu hören, die ihm gebiete, das Kreuz gegen die Ungläubigen zu nehmen. Kaum konnte er sagen, er gelobe eine Kreuzfahrt. Die Königin, seine Mutter, die Königin, seine Gemahlin, sein Rath, alles, was sich ihm näherte, fühlte das Gefahrvolle des unglückseligen Gelübdes. Selbst der Bischof von Paris stellte ihm die gefährlichen Folgen vor; aber Ludwig betrachtete das Gelübde als ein heiliges Band, das die Menschen nicht zerreißen dürften. Vier Jahre lang rüstete er sich auf diese Heerfahrt. (1243.) Endlich reiste er, die Verwaltung des Reiches seiner Mutter überlassend, mit seiner Gattin ab, und mit seinen drei Brüdern, die gleichfalls von ihren Gemahlinnen begleitet wurden; fast alle Ritter Frankreichs folgten ihm. In dem Heere fanden sich gegen 3000 Pannerherren. Ein Theil der unermeßlichen Flotte, die so viele Fürsten und Krieger trug, segelte von Marseille ab, der andere von Aiguemortes, einem Hafen, der seitdem eingegangen ist. Die Mehrzahl der gewaltigen runden Fahrzeuge, welche die Truppen übersetzten, wurde in französischen Häfen erbaut. Sie betrugen an der Zahl gegen 1800. Ein König von Frankreich könnte heutzutage keine ähnliche Rüstung ins Werk setzen, weil das Holz unverhältnißmäßig seltener, alle Kriegskosten verhältnißmäßig größer, das Geschütz, das nothwendig ist, den Aufwand viel größer macht, und die Ausrüstung viel schwieriger ist. Man sieht aus den Rechnungen des heiligen Ludwig, wie sehr die Kreuzzüge Frankreich arm machten. Er gab dem Herrn von Va-

leri acht tausend Livres für dreißig Reiter. Der Kronfeldherr erhielt für funfzehn Reiter drei tausend Livres. Der Erzbischof von Rheims und der Erzbischof von Langres erhielten jeder für funfzehn Reiter, die jeder führte, vier tausend Livres. Hundert und zwei und sechzig Ritter aßen an der königlichen Tafel; diese Kosten und die Vorbereitungsmittel waren unermeßlich.

Wenn die Wuth der Kreuzzüge und die Heiligkeit der Schwüre Ludwigs Tugend gestattet hätte, auf die Vernunft zu hören, so hätte er nicht nur eingesehen, welch eine Wunde er seinem Lande schlage, sondern auch die tiefe Ungerechtigkeit dieses Heerzugs, der ihm so gerecht schien. Der Plan zielte dahin, die Franzosen in den Besitz des ärmlichen Gebiets von Jerusalem zu setzen, an das sie kein Recht hatten; man zog sogar gegen den alten weisen Meleksala, den Sultan Aegyptens, der gewiß nichts mit dem Könige von Frankreich zu schaffen hatte. Meleksala war Moslem, das war der einzige Vorwand, ihn mit Krieg zu überziehen; aber man hatte eben so wenig Grund, Aegypten zu plündern, weil es Mohammeds Lehrsätzen folgte, als man heutzutage den Krieg nach China tragen dürfte, weil China der Tugendlehre des Konfuzius zugethan ist.

Ludwig warf vor Cypern Anker: der König dieser Insel verband sich mit ihm. Man landete in Aegypten. Der ägyptische Sultan besaß nicht mehr Jerusalem; Palästina wurde damals durch die Chowaresmier verheert. Der Sultan von Syrien überließ ihnen das unglückliche Land, und der Kalife von Bagdad, immer anerkannt und immer ohne Macht, mischte sich nicht in die Kriege. Den Christen blieb noch Ptolemais, Tyrus, Antiochien und Tripoli. Ihre Spaltungen setzten sie beständig der Gefahr aus, von den türkischen Sultanen und den Chowaresmiern erdrückt

zu werden. Bei diesen Umständen sieht man schwer ein, warum der König von Frankreich Aegypten zum Schauplatz seines Krieges wählte. Der alte Meleksala war krank und bat um Frieden. Er wurde ihm verweigert. Ludwig, durch neue Hülfstruppen aus Frankreich verstärkt, geliebt, angesehen, stand an der Spizze von 60,000 Streitern, bereits besiegten Feinden und einem Sultan, der seinem Ende nahe war, gegenüber. Wer hätte nicht geglaubt, daß Aegypten und bald Syrien unterläge? Aber die Hälfte des blühenden Heeres starb an Krankheit, die andere wurde bei Massura geschlagen. Der heilige Ludwig sah seinen Bruder Robert von Artois fallen; er wurde mit seinen zwei andern Brüdern, dem Grafen von Anjou und dem Grafen von Poitiers, gefangen genommen. Damals herrschte in Aegypten nicht mehr Meleksala, sondern sein Sohn Almoadan. Der neue Sultan besaß gewiß Seelengröße; denn als ihm Ludwig für sich und die Gefangenen eine Million Goldpfennige anbot, schickte Almoadan den fünften Theil zurück. Dieser Sultan wurde von den Mamelucken erschlagen, die sein Vater zu einem Heerhaufen gebildet hatte. Die getheilte Herrschaft schien den Christen verderblich werden zu müssen; doch setzte der ägyptische Rath die Unterhandlungen mit dem Könige fort. Joinville erzählt, die Emire haben sogar in einer Versammlung den Vorschlag gemacht, Ludwig zu ihrem Könige zu erwählen. Joinville wurde mit dem König gefangen. Was ein Mann von seinem Charakter erzählt, hat ohne Zweifel Gewicht; aber wenn man bedenkt, wie häufig man in einem Lager, in einem Hause über einzelne Thatsachen, die in einem benachbarten Lager, in einem angränzenden Hause sich ereignen, schlecht unterrichtet ist, wie wenig Wahrscheinlichkeit es hat, daß Muselmänner einen christlichen Feind, der weder

ihre Sprachen, noch ihre Sitten kennt, der ihren Glauben verabscheut, und bei ihnen nur für einen Häuptling von fremden Räubern gelten kann, zum König sich zu geben vornehmen, wird man einsehen, daß Joinville nur ein Volksgerücht erzählte. Treu melden, was man gehört hat, ist oft nichts anders, als Dinge, die keineswegs verdächtig sind, auf guten Glauben hin zu berichten; aber wir besitzen die eigentliche Geschichte Joinville's nicht, sondern nur eine ungetreue Uebersetzung, die zur Zeit Franz I. aus einer Schrift veranstaltet wurde, die man heutzutage nur mit der größten Mühe verstände.

Ich weiß noch nicht die Berichte der Geschichtschreiber über die Art zu versöhnen, wie die Muselmänner die Gefangenen behandelten; sie erzählen, man habe einen nach dem andern aus dem Bezirk, wo sie eingeschlossen waren, heraustreten lassen, und gefragt, ob sie Christum verleugnen wollten, und jedem, der bei dem Christenthum verharrte, den Kopf abgeschlagen.

Andererseits bezeugen sie, ein alter Emir habe die Gefangenen durch einen Dolmetscher fragen lassen, ob sie an Jesum Christum glauben; als die Gefangenen es bejahten, sagte der Emir: „tröstet euch, da er für euch gestorben ist, wird er euch wohl auch retten." Die beiden Berichte scheinen etwas widersprechend, und noch widersprechender das, daß die Emire Gefangene tödteten, für die sie Lösegeld hofften.

Uebrigens hielten sich die Emire an die acht mal hundert tausend Goldpfennige, auf die ihr Sultan das Lösegeld für die Gefangenen beschränkte. Und als die französischen Truppen, die sich in Damiate befanden, kraft des Vertrags diese Stadt zurückgaben, fügten die Sieger den Frauen nicht die geringste Beleidigung zu. Die Königin und ihre Schwiegertöchter genossen bei ihrem Abgange alle Ehre; doch nicht alle Musel-

männer waren gemäßigt, die Masse ist überall roh. Ohne Zweifel wurden viele Gewaltthaten begangen, Gefangene mißhandelt und getödtet; aber ich gestehe, mich wundert es, daß die muselmännischen Krieger nicht eine größere Anzahl dieser Fremdlinge tödteten, die aus den Häfen Europa's ohne irgend einen Grund herbeigekommen waren, um Aegypten zu verheeren. Der heilige Ludwig, aus der Gefangenschaft befreit, ging nach Palästina zurück, und blieb daselbst mit den Trümmern seiner Schiffe und seines Heers fast vier Jahre. Er besuchte Nazareth, statt nach Frankreich zurückzukehren, und erst nach dem Tode seiner Mutter, der Königin Blanca, sah er sein Vaterland wieder; aber er betrat es nur, um einen neuen Kreuzzug anzuordnen. Sein Aufenthalt in Paris verschaffte ihm nach der Reihe Vortheil und Ruhm. Er genoß eine Ehre, die man nur einem tugendhaften Könige erweisen kann. Heinrich III., König von England, und seine Barone erwählten ihn zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten. Er sprach das Urtheil als unumschränkter Herr; und wenn dieses Urtheil, das Heinrich begünstigte, die Verwirrungen Englands nicht beschwichtigen konnte, zeigte es wenigstens Europa, welche Achtung die Menschen wider ihren Willen der Tugend erweisen. Sein Bruder, der Graf von Anjou, verdankte dem Rufe Ludwigs und der guten Ordnung in seinem Königreiche die Ehre, vom Pabste zum sicilischen Könige erwählt zu werden, eine Ehre, die er durch sich selbst nicht verdiente.

Ludwig vermehrte indeß seine Güter durch den Erwerb von Namur, Peronne, Avranches, Mortagne, Perche. Er konnte den Königen Englands alles, was sie in Frankreich besaßen, entreißen. Die Zwiste Heinrichs und seiner Barone erleichterten ihm die Mittel, aber Gerechtigkeit war ihm lieber, als Raub. Er

ließ sie im Besitze von Guienne, Perigord, Limousin, aber er bewog sie, auf immer Tourenne, Poitou und der Normandie, die durch Philipp August mit der Krone vereinigt wurden, zu entsagen. So gewann durch seinen Ruf der Friede an Festigkeit.

Er ordnete zuerst eine gerechte Gerichtsbarkeit an; jetzt durften die Unterthanen, durch die willkührlichen Sprüche der Richter der Baronien unterdrückt, ihre Klagen vor vier königliche Gerichtshöfe bringen. Unter ihm wurden Gelehrte für die Sitzungen der Parlamente aufgestellt, in denen die Ritter, die selten lesen konnten, über das Schicksal der Bürger entschieden. Er verband mit der Frömmigkeit eines Gläubigen die besonnene Thatkraft eines Königs, indem er die Eingriffe des römischen Hofes durch die bekannte Verordnung, welche die alten Rechte der Kirche, die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche schützt, zurückdrängte, wenn es wahr ist, daß diese Verordnung von ihm herrührt.

Dreizehn Jahre seiner Gegenwart machten alles in Frankreich wieder gut, was seine Abwesenheit verdorben hatte; aber seine Leidenschaft für die Kreuzzüge riß ihn fort. Die Päbste ermuthigten ihn, Klemens IV. gewährte ihm den Zehnten von der Geistlichkeit auf drei Jahre. Endlich reiste er zum zweitenmale ab fast mit den nämlichen Streitkräften. Sein Bruder, den er zum König von Sicilien gemacht hatte, mußte ihm folgen; aber nicht gegen die Küsten Palästina's und Aegyptens wandte er seine Andacht und seine Waffen; er steuerte mit vollen Segeln gegen Tunis.

Die syrischen Christen waren nicht mehr Sprößlinge jener ersten Franken, die sich in Antiochien und Tyrus niedergelassen; es war ein Geschlecht, gemischt aus Syriern, Armeniern und Europäern. Dieser kraftlose Rest war größtentheils den Aegyptern unter-

würfig. Die Christen hatten keine festen Städte mehr als Tyrus und Ptolemais. Die gläubigen Templer und Hospitaliter, die man in gewisser Beziehung mit den Mamelucken vergleichen könnte, bekriegten sich in beiden Städten so grausam, daß in einer Schlacht dieser kriegerischen Mönche kein Templer übrig blieb.

Welchen Bezug hatte wohl die Lage einiger Bastarde an den Küsten Syriens und der Zug des heiligen Ludwig nach Tunis? Sein Bruder Karl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, ehrgeizig, grausam, habsüchtig, bediente sich der Heldeneinfalt Ludwigs für seine Plane. Er schützte vor, der König von Tunis sey ihm seit mehreren Jahren Tribut schuldig; er wollte sich dieses Landes bemeistern; und der heilige Ludwig lebte der Hoffnung, wie alle Geschichtschreiber sagen, ich weiß nicht, auf welchen Grund hin, den König von Tunis zu bekehren. Eine sonderbare Art, diesen Moslem für das Christenthum zu gewinnen! Man landete in seinen Staaten mit gewaffneter Hand bei den Trümmern Karthago's.

Aber bald wurde der König selbst von den vereinigten Mauren belagert; die nämlichen Krankheiten, welche die Unmäßigkeit seiner Unterthanen und der Wechsel des Himmels in sein Lager in Aegypten geschleppt, verheerten sein Lager in Karthago. Einer seiner Söhne, während der Gefangenschaft zu Damiate geboren, starb an dieser Krankheit vor Tunis. Endlich wurde der König selbst ergriffen. Er ließ sich auf Asche legen, und starb im 55sten Jahre mit der Frömmigkeit eines Gläubigen und dem Muth eines großen Mannes. Nicht das unbedeutendste Schicksalsspiel erblickten die Trümmer Karthago's, als sie einen christlichen König sterben sahen, der die Muselmänner in einem Lande bekämpfen wollte, wohin Dido die Götter Syriens gebracht hatte. Kaum war sein Bruder

gestorben, als der König von Sicilien anlangte. Man schloß mit den Mauren Frieden, und die Trümmer der Christen kehrten nach Europa zurück.

Wohl nicht weniger als Hunderttausend wurden in den beiden Heerfahrten des heiligen Ludwig geopfert. Man rechne die 150,000, welche Friedrich dem Rothbart folgten; die 300,000 von dem Kreuzzug Philipp Augusts und Richards; die 200,000 zur Zeit Johanns von Brienne; die 160,000, die schon früher nach Asien gezogen waren; man vergesse die Anzahl nicht, welche in dem Heerzug gegen Konstantinopel fiel, und in den Kriegen, die auf diese Umwälzung folgten, ohne von dem Kreuzzug des Nordens und gegen die Albigenser zu sprechen, so wird man finden, daß das Morgenland das Grab von mehr als zwei Millionen Europäer war.

Mehrere Länder wurden entvölkert und verarmt. Joinville sagt ausdrücklich, er habe Ludwig auf seinem zweiten Kreuzzuge nicht begleitet, weil er nicht konnte, und der Erste sein ganzes Gebiet zu Grunde richtete.

Das Lösegeld Ludwigs kostete 800,000 Goldpfennige. Wenn von den zwei Millionen Menschen, die in dem Morgenlande starben, jeder nur 100 Franken bei sich trug, kostete es 200,000,000. Die Genueser, Pisaner und vor allem die Venetianer, bereicherten sich dadurch; aber Frankreich, England und Deutschland wurden erschöpft.

Man behauptet, die Könige von Frankreich haben bei den Kreuzzügen gewonnen, weil der heilige Ludwig seine Besitzungen durch Ankauf einiger Güter von verarmten Herren vergrößerte; aber er vergrößerte sie während der dreizehn Jahre der Ruhe durch seinen haushälterischen Geist.

Das einzige Gut, das diese Unternehmung hervor=

brachte, war die Freiheit, die einige Dörfer von ihren Herren erkauften. Die Stadtverwaltung erhob sich etwas aus den Trümmern der Lehnsherren. Allmählig übten diese Gemeinen, die nun für ihren Vortheil arbeiten und handeln konnten, Künste und Handel, welche die Sklaverei zerstört hatte.

Die wenigen christlichen Bastarde aber, die an den syrischen Küsten wohnten, wurden bald getödtet oder zu Sklaven gemacht. Ptolemais, ihre Hauptfreistätte, das eigentlich nur ein Schlupfwinkel für verbrecherische Räuber war, vermochte der Gewalt des Sultan von Aegypten, Melekseraph, nicht zu widerstehen; er eroberte es im Jahre 1291. Tyrus und Sidon ergaben sich ihm. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zeigte sich in Asien keine sichtbare Spur mehr von den Wanderungen der Christen.

Neun und funfzigstes Kapitel.

Folgen der Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer.

Die Lehnsherrschaft in Frankreich hatte, wie man sah, viele Eroberer hervorgebracht. Ein Pair von Frankreich, Herzog der Normandie, unterjochte England, einfache Edelleute Sicilien, unter den Kreuzfahrern besaßen französische Herren auf einige Zeit Antiochien und Jerusalem; Balduin endlich, Pair von Frankreich und Graf von Flandern, eroberte Konstantinopel. Wir sahen die Muselmänner Asiens den

flüchtigen griechischen Kaisern Nicäa abtreten. Die Muselmänner verbanden sich sogar wider die Franken und Lateiner, ihre gemeinsamen Feinde, und während dieser Zeit hinderten die Einbrüche der Tartaren in Asien und Europa die Muselmänner an der Unterdrükkung der Griechen. Die Franken, Meister von Konstantinopel, erwählten ihre Kaiser; die Päbste bestätigten sie.

(1216.) Peter von Courtenai, Graf von Auxerre, aus einem französischen Hause, wurde erwählt, zu Rom von dem Pabste Honorius III. gekrönt und geweiht. Die Päbste schmeichelten sich damals, die Reiche des Abends und Morgens zu verschenken. Man sah, welche Rechte sie auf das Abendland hatten und wie viel Blut diese Ansprüche kosteten. In Beziehung auf das Morgenland handelte es sich nur von Konstantinopel, einem Theile von Thracien und Thessalien. Indeß der lateinische Patriarch, so unterwürfig er auch sonst gegen den Pabst war, behauptete, ihm komme es zu, seine Herren zu krönen; während der griechische Patriarch, der bald zu Nicäa, bald zu Adrianopel seinen Sitz hatte, den lateinischen Patriarch und sogar den Pabst verfluchte. Um das lateinische Reich zu Konstantinopel war es ein so armseliges Ding, daß Peter von Courtenai bei seiner Zurückkunft von Rom den Händen der Griechen sich nicht entwenden konnte. Nach seinem Tode hatten seine Nachfolger nur Konstantinopel und sein Weichbild. Die Franzosen hatten Achaja, die Venetianer Morea inne.

Das sonst so reiche Konstantinopel wurde so arm, daß Balduin II. (ich nehme Anstand, ihn Kaiser zu nennen) für einiges Geld die Dornenkrone Jesu Christi, seine Nieren, seinen Rock, sein Tellertuch, seinen Schwamm und viele Stücke von dem wahren Kreuze an die Venetianer verpfändete. Der heilige

Ludwig löste diese Pfänder von den Venetianern, und stellte sie in die heilige Kapelle zu Paris nebst andern Reliquien, die eher von Frömmigkeit, als von Kenntniß des Alterthums zeugen.

Im Jahr 1245 kam Balduin II. auf die Kirchenversammlung zu Lyon, auf der der Pabst Innocenz IV. Friedrich II. so feierlich in den Bann that. Er flehte hier vergeblich um Kreuzfahrer = Beistand, und kehrte nach Konstantinopel zurück, um es in die Gewalt der Griechen, seiner gesetzlichen Herren, zurückfallen zu sehen. Michael Paläologus, Kaiser und Vormund des jungen Laskaris, nahm durch geheimes Einverständniß die Stadt wieder. Balduin flüchtete sich nach Frankreich (1261), wo er von dem Erlös seiner Grafschaft Namur lebte, welche der heilige Ludwig kaufte. So endete das Reich der Kreuzfahrer.

Die Griechen brachten ihre Sitten in ihr Reich zurück. Der Gebrauch, die Augen auszustechen, kam wieder auf. Michael Paläologus zeichnete sich vorerst aus, indem er seinem Mündel Gesicht und Freiheit raubte. Früher bediente man sich eines glühenden Eisens; Michael gebrauchte siedenden Essig, und die Sitte erhielt sich; denn die Mode herrscht auch in den Verbrechen.

Paläologus entstand nicht, sich feierlich von dieser Grausamkeit durch seine Patriarchen und Bischöfe frei sprechen zu lassen, die, wie man erzählt, über diese fromme Ceremonie vor Freude Thränen vergossen. Paläologus schlug auf die Brust, bat Gott um Vergebung, und hütete sich wohl, seinen Mündel und Kaiser aus dem Kerker zu befreien.

Wenn ich sage, der Wahnglaube sey mit den Griechen nach Konstantinopel zurückgekehrt, so will ich die Vorfälle vom Jahr 1284 nicht als Beweise anführen. Das ganze Reich war zwischen zwei Patriarchen getheilt.

Der Kaiser befahl, jede Partei sollte in der heiligen Sophienkirche ein Verzeichniß ihrer Gründe vor Gott niederlegen, und die beiden Verzeichnisse in ein geweihtes Kohlenfeuer werfen, damit so der göttliche Wille sich kund gebe; aber der himmlische Wille erklärte sich nur dadurch, daß er beide Papiere verbrennen ließ, und die Griechen ihren kirchlichen Streitigkeiten preiß gab.

Das morgenländische Reich erhielt indeß wieder einiges Leben. Vor den Kreuzzügen war Griechenland mit ihm vereinigt, aber es hatte fast ganz Kleinasien und Syrien verloren; Griechenland wurde nach den Kreuzzügen losgerissen; aber ein kleiner Theil von Kleinasien blieb ihm, und noch erstreckte es sich in Europa bis Belgrad. Der ganze Rest des Reiches war von neuen Völkern besessen. Aegypten wurde die Beute der Mameluckeu, die zuerst Sclaven und dann Eroberer waren; dieß waren Krieger, die von den nördlichen Küsten des schwarzen Meeres zusammengerafft wurden. Die neue Art von Räuberei erstand zu der Zeit, als der heilige Ludwig in Gefangenschaft lebte.

Das Kalifat war im dreizehnten Jahrhundert seinem Ende nahe, während das Reich Konstantins sich neigte. Zwanzig neue Machträuber zerfleischten allseits Mohammeds Reich, während sie sich seinem Glauben beugten. Endlich wurden die Kalifen von Babylonien, die Abbassiden genannt, von der Familie des Dschengis gänzlich vernichtet. So folgte in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert eine Reihe von Verwüstungen auf der ganzen Halbkugel ununterbrochen einander. Ein Volk stürzte sich auf das andere in unermeßlichen Wanderungen, und große Reiche erstanden nach und nach. Während die Kreuzfahrer auf Syrien stürzten, untergruben die Türken die Ara=

der, und endlich erschienen die Tartaren, um auf die Türken, Araber, Indier und Chinesen zu fallen. Die Tartaren, von Dschengis und seinen Söhnen geführt, verwandelten die Gestalt Hochasiens, während Kleinasien und Syrien Franken und Sarazenen begrub.

Sechszigstes Kapitel.

Das Morgenland und Dschengis-Chan.

Diesseits Persiens, gegen den Dschihun und Oxus, erhob sich ein neues Reich aus den Trümmern des Kalifats. Wir nennen es Chowaresm, nach dem verdorbenen Namen seiner Eroberer. Sultan Mohammed regierte hier am Ende des zwölften Jahrhunderts und am Anfang des dreizehnten, als die großen Tartarenschwärme so viele Reiche verschlangen. Mohammed, der Chowaresmier, herrschte von dem Herzen Iraks, des alten Mediens, bis jenseits Sogdiana's, und früher in dem Lande der Tartaren. Er hatte einen Theil Indiens seinen Staaten beigefügt, und war einer der größten Weltherrscher. Er kannte jedoch beständig den Kalifen an, den er beraubte, und der nur noch Bagdad besaß.

Diesseits des Taurus und Kaukasus, östlich vom kaspischen Meere und der Wolga bis China, und nördlich bis zur Eiszone streckten sich die ungeheuern Länder der alten Scythen, die sich in der Folge, nach einem ihrer größten Fürsten, Namens Tatar-Chan, Tartaren nannten. Diese Länder scheinen seit uralter Zeit bevölkert zu seyn, ohne daß je Städte erbaut

worden wären. Die Natur hat diesen Völkern, wie den arabischen Beduinen, Sinn für die Freiheit und für ein irrendes Leben gegeben, der ihnen die Städte immer als Kerker vorstellte, wo die Könige, wie sie sagen, ihre Sclaven halten. Ihre beständigen Wanderungen, ihr mäßiges Leben, die Ruhe, einen Augenblick unter dem Zelt oder auf dem Wagen, oder auf der Erde genossen, erzeugte kräftige, durch Strapazen abgehärtete Menschen, die, wie das fruchtbare Geschlecht der wilden Thiere, fern von ihren Lagerörtern, bald gegen den mäotischen See sich stürzten, als sie im fünften Jahrhundert die Einwohner dieser Gegenden, die sich auf das römische Reich warfen, verjagten, bald nach Morgen und Mittag gegen Armenien und Persien, bald nach China und Indien. So hat dieser ungeheure Behälter unwissender, kriegerischer Menschen seine Fluthen fast auf unsere ganze Halbkugel geworfen, und die Völker, die heutzutage diese Wüsten bewohnen, und die jeder Bildung entbehren, wissen nur, daß ihre Väter die Welt eroberten. Jede Horde hat ihren Anführer, und mehrere Anführer stehen unter einem Chan. Die Nachbarstämme des Dalai-Lama verehrten ihn. Die Verehrung bestand hauptsächlich in einer geringen Abgabe. Die andern opferten statt jedes Dienstes Gott jährlich einige Thiere. Es ist nicht gesagt, daß sie der Gottheit Menschen darbrachten, oder daß sie an ein böses mächtiges Wesen glaubten, wie der Teufel ist. Die Bedürfnisse und Beschäftigungen eines schweifenden Lebens bewahrten sie vor manchem Wahnglauben, den der Müßiggang erzeugt. Sie hatten nur thierische Fehler, die Folge eines rohen wilden Lebens, und diese Fehler selbst bildeten sie zu Eroberern.

Alles Gewisse, was ich über den Ursprung der großen Umwälzung auffinden konnte, welche die Tar-

taren im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hervorbrachten, ist das, daß östlich von China mongolische Horden, die Besitzer der besten Eisenbergwerke, dieses Metall bearbeiteten, das über jene die Herrschaft bereitet, welche die übrigen besitzen. Gal = Chan oder Ghasar = Chan, Großvater des Dschengis, der an der Spitze kriegerischerer und besser gewaffneter Horden stand, als die andern, zwang mehrere Nachbarn, seine Vasallen zu werden, und gründete eine Art von Alleinherrschaft, wie sie unter irrenden freiheitsliebenden Völkern möglich ist. Sein Sohn, den die europäischen Geschichtschreiber Pisukah nennen, befestigte das werdende Reich, und Dschengis endlich dehnte es in dem größten Theile der bekannten Welt aus. Ein mächtiger Staat befand sich zwischen seinem Gebiet und China; er gehorchte einem Chan, dessen Ahnen dem schweifenden Leben der Tartaren entsagt hatten, um nach dem Vorgang der Chinesen Städte zu bauen. Er wurde selbst in Europa bekannt. Es ist der nämliche, den man anfangs den Priester Johannes nannte. Es ist wahr, daß der Ruhm dieser Stadt, der durch ganz Asien gehört wurde, die Habsucht armenischer Kaufleute erregte. Diese Kaufleute gehörten zu der alten Gemeinde des Nestorius; einige dieser Gläubigen machten sich mit ihnen auf den Weg, und um sich den christlichen Fürsten, die damals in Syrien Krieg führten, zu empfehlen, schrieben sie, sie hätten den großen Chan, den mächtigsten der Tartaren, bekehrt, ihm den Namen Johannes gegeben, und er sey sogar bereit, Priester zu werden. Daher das Mährchen, das in unsern alten Kreuzzugsgeschichten den Priester Johannes so berühmt machte. In der Folge suchte man den Priester Johannes in Aethiopien, und gab diesen Namen dem schwarzen Fürsten, der halb Jude, halb schismatischer Christ war. Indeß der Priester Johan=

nes erlag in einer großen Schlacht den Waffen des Dschengis. Der Sieger bemächtigte sich seiner Staaten, und ließ sich zum Oberherrn über alle tartarischen Chane unter dem Namen Dschengis-Chan erwählen, ein Name, der den König der Könige oder Großchan bezeichnet; früher hieß er Temudschin. Es scheint, die tartarischen Chane hatten die Gewohnheit, Reichsversammlungen zu halten. Wer weiß, ob nicht diese Versammlungen und unsere März- und Maifelder einen gemeinsamen Ursprung haben? Dschengis gab in dieser Versammlung das Gesetz, man dürfe nur an Einen Gott glauben, und Niemanden wegen seines Glaubens verfolgen; ein sicherer Beweis, daß seine Vasallen nicht insgesammt der nämlichen Religion zugethan waren. Die Kriegszucht wurde streng gehandhabt; die Aufseher über zehen, über hundert, über tausend, über zehntausend waren insgesammt für tägliche Geschäfte verpflichtet, und Alle, die nicht in den Krieg zogen, mußten einen Tag in der Woche im Dienste des Großchan arbeiten. Der Ehebruch war eben so strenge verboten, als die Vielweiberei erlaubt war; nur in Einem tartarischen Kanton durften die Bewohner die Sitte beibehalten, die Frauen ihren Gastfreunden preis zu geben. Die Hexerei war ausdrücklich bei Todesstrafe verboten. Karl der Große setzte nur Geldstrafen darauf; aber es geht daraus hervor, daß die Germanen, die Franken und Tartaren auf gleiche Weise an Zaubermacht glaubten. Dschengis brachte in dieser großen Versammlung der barbarischen Fürsten ein Mittel ins Spiel, das in der Weltgeschichte oft angewendet wurde. Ein Prophet weissagte ihm, er werde Herr der Welt: die Vasallen des Großchans hatten den Muth, die Weissagung zu erfüllen.

Der chinesische Geschichtschreiber, der die Eroberungen des Dschengis beschrieb, den Gaubil übersetzt

hat, versichert, die Tartaren haben die Schreibekunst nicht gekannt; eine Kunst, die in den Ländern von Archangel bis zur großen Mauer immer unbekannt war, wie bei den Celten, Britten, Germanen, Scandinaviern und allen Völkern Afrikas bis jenseits des Berges Atlas. Die Sitte, der Nachwelt alle Töne der Sprache und alle Gedanken des Geistes zu übergeben, ist eines der größten Meisterstücke der vollendeten Geselligkeit, das nur einige gebildete Völker kannten, und noch nicht überall gebräuchlich ist. Die Gesetze der Tartaren gingen von Munde zu Munde, ohne ein darstellendes Zeichen, das ihr Gedächtniß verewigte. So gab Dschengis ein neues Gesetz, das seine Krieger zu Helden machen mußte. Er verordnete wider alle die Todesstrafe, die in der Schlacht, wenn sie von ihren Kameraden zu Hülfe gerufen würden, flöhen, statt ihnen beizustehen. (1214.) Bald wurde er Beherrscher aller Länder zwischen der Wolga und der chinesischen Mauer. Endlich griff er das alte Reich an, das damals Chatai genannt wurde. Er eroberte Cambalu, die Hauptstadt des nördlichen Chatai, das heutige Peking. Herr der Hälfte von China drang er bis in das Herz Koreas vor.

Die müßige Einbildungskraft, die sich in romantischen Dichtungen erschöpft, würde nicht zu denken wagen, ein Fürst ziehe von dem Herzen Coreas, dem östlichen Ende unseres Erdtheils, aus, um den Krieg nach Persien und Indien zu tragen. Dieß that Dschengis.

Nasser, Kalife von Bagdad, rief ihn unklugerweise zur Hülfe herbei. Die Kalifen waren dazumal das, was die Scheinkönige Frankreichs unter der Gewaltherrschaft der majores domus waren; die Türken waren die majores domus der Kalifen.

Der Sultan Mohammed, aus dem Geschlechte der Chowaresmier, war Herr von fast ganz Persien; Ar-

menien, immer schwach, bezahlte ihm Tribut. Der Kalife Nasser, den Mohammed des Schattens seiner übrigen Würde berauben wollte, zog Dschengis nach Persien.

Der tartarische Eroberer war damals sechzig Jahre alt; es schien, daß er so gut zu herrschen verstehe, als zu siegen; sein Leben ist ein Beweis, daß es keinen großen Eroberer giebt, der nicht zugleich großer Staatsmann wäre. Ein Eroberer ist ein Mann, dessen Kopf geschickt und glücklich den Arm des andern zu gebrauchen weiß. Dschengis beherrschte den Theil des obern China so gewandt, daß es sich während seiner Abwesenheit nicht empörte, und in seiner Familie lenkte er alles so gut, daß seine vier Söhne, die er zu seinen vier Oberfeldherren ernannte, ihren Ruhm fast immer darin suchten, ihm nützliche Dienste zu leisten, und die Werkzeuge seiner Siege wurden.

Die Treffen in Europa sind nur leichte Scharmützel in Vergleich mit den Schlachten, die manchmal Asien mit Blut übergossen. Der Sultan Mohammed zog mit 400,000 Streitern über den Jaxartes bei der Stadt Otrar Dschengis entgegen. In den unermeßlichen Ebenen jenseits dieser Stadt, unter dem 42° der Breite, stößt er auf das tartarische Heer, das 700,000 Mann zählte und von Dschengis und seinen vier Söhnen geführt ward. Die Muselmänner wurden geschlagen, und Otrar erobert. Bei der Belagerung bediente man sich des Sturmbocks. Es scheint, daß dieses Kriegswerkzeug eine natürliche Erfindung beinahe aller Völker ist, wie Pfeil und Bogen. Von den Ländern jenseits des Oxus rückte der Sieger gegen Bochara vor, eine Stadt, in ganz Asien durch ihren Handel, ihre Stoffarbeiten und vorzüglich durch die Wissenschaften berühmt, welche die türkischen Sultane von den Arabern überkamen, und die in Bochara und Samarkand

blühten. Wenn man dem Chan, Abougbasi, von dem wir eine Geschichte der Tartaren besitzen, Glauben schenkt, bezeichnet Bochar in der tartarisch-mongolischen Sprache gelehrt; daher der Name Bochara. Nachdem der Tartare es gebrandschatzt, legte er es in die Asche, wie Alexander Persepolis; aber die Morgenländer, welche die Geschichte Dschengis schrieben, erzählen, er habe seine Gesandte, welche der Sultan vor dem Krieg hatte tödten lassen, rächen wollen. Kann Dschingis einigermaßen dadurch entschuldigt werden, Alexander wird durch nichts entschuldigt.

Alles Land östlich und südlich vom kaspischen Meere wurde unterworfen. Der Sultan Mohammed, flüchtig von Land zu Land, schleppte seine Schätze und sein Unglück mit sich, und starb verlassen von den Seinigen. Der Eroberer drang bis zum Indusstrome, und während eines seiner Heere Hindostan unterwarf, ein anderes unter einem seiner Söhne alle Länder südlich und westlich des kaspischen Meeres, Chorasan, Irak, Schirwan und Aran unterjochte, zog er durch die ehernen Pforten, in deren Nähe die Stadt Derbent von Alexander erbaut wurde. Das ist der einzige Durchgang von Hochasien her durch die steilen, unzugänglichen Gebirge des Kaukasos; von da zog das Heer die Wolga entlang gegen Moskau, stets siegreich, Rußland verheerend; hier wurden nur Thiere und Sklaven gefangen oder getödtet. Mit dieser Beute beladen, kehrte es über die Wolga zurück, und wendete sich wieder zu Dschengis, nordöstlich vom kaspischen Meere. Kein Reisender hatte, wie man erzählt, diesen Weg gemacht. Diese Truppen unternahmen zuerst einen solchen Zug durch wilde, nur den Tartaren zugängliche Länder, sie, die keine Zelte, keine Vorrathsmittel, keinen Troß bedurften, und sich nur von dem Fleisch gestorbener Pferde und anderer Thiere nährten. So war die Hälfte Chi-

nas und die Hälfte Hindostans, fast ganz Persien bis an den Euphrat, die Gränzen Rußlands, Kasans, Astrachans, die ganze große Tartarei, durch Dschengis fast in 18 Jahren unterjocht. Es ist gewiß, daß der Theil Thibets, wo der große Lama herrscht, von seinem Reich umschlossen war, und daß der Priester durch Dschengis, der in seinen Heeren viele Anbeter dieses menschlichen Götzen hatte, nicht beunruhigt wurde. Alle Eroberer haben von jeher die Vorsteher der Religionen geschont, theils weil diese Vorsteher ihnen schmeichelten, theils weil die Unterwerfung des Priesters das Volk nach sich reißt.

Als er von den Indiern durch Persien und das alte Sogdiana zurückkehrte, hielt er zu Tunkat nordöstlich vom Jaxartes, als dem Mittelpuncte seines ungeheuren Reiches, an. Seine Söhne, überall siegreich, seine Feldherren und alle zinsbaren Fürsten brachten ihm die Schätze Asiens dar. Er machte damit seinen Kriegern Geschenke, die nur durch ihn solchen Ueberfluß kennen lernten. Daher kommt es, daß die Russen heut zu Tage häufig silbernen und goldenen Schmuck und prächtige Denkmale in den wilden Ländern der Tartarei eingescharrt finden. Nur soviel übrigt von so großen Räubereien.

Er hielt in den Ebenen Tunkans eine Siegerversammlung, eben so prachtvoll, als jene kriegerische, die früher so viele Triumphe vorbereitete. Man sah hier ein Gemisch tartarischer Rohheit und asiatischer Pracht. Alle Chane und ihre Vasallen, die Gefährten seiner Siege, erschienen auf alten scythischen Wagen, die bei den krimmischen Tartaren noch gebräuchlich sind. Aber die Wagen waren mit kostbaren Stoffen, mit Gold und Edelsteinen bedeckt. Einer der Söhne des Dschengis machte ihm an diesem Tage ein Geschenk von 100,000 Pferden. In dieser Reichsversammlung Asiens

erhielt er die Huldigungen von mehr als 500 Gesandten der eroberten Länder. Von hier zog er aus, um ein großes Land an den Gränzen Chinas, Tangut genannt, wieder zu unterwerfen. In seinem siebzigsten Jahre wollte er die Eroberung des großen chinesischen Reiches, das geliebteste Ziel seines Ehrgeizes, vollenden, aber eine tödtliche Krankheit ergriff ihn in seinem Lager auf dem Wege, etliche Meilen von der großen Mauer 1226.

Nie hat vor ihm oder nach ihm ein Mensch so viele Völker unterjocht. Von Morgen gegen Abend eroberte er mehr als achtzehnhundert Meilen, von Mitternacht gegen Mittag mehr als tausend. Aber der Eroberer zerstörte nur. Und wenn man Bochara und zwei oder drei andere Städte ausnimmt, deren Wiederaufbau er gestattete, so war sein Reich von den Marken Rußlands bis China öde Wüste. China wurde weniger ausgeplündert, weil nach Pekings Eroberung die Gebiete, die er durchzog, keinen Widerstand leisteten. Er theilte vor seinem Tode seine Staaten unter seine vier Söhne, und jeder von ihnen wurde einer der mächtigsten Könige der Erde.

Es wird behauptet, man habe auf seinem Grabe viele Menschen erwürgt, und das nämliche bei dem Tode seiner Nachfolger, die in der Tartarei herrschten, gethan. Es ist dieß eine alte Gewohnheit der scythischen Fürsten. Man erzählt, es gelte bei den Dienern der tartarischen Chane für eine Ehre, mit ihren Herren zu sterben, und daß sie sich um die Ehre streiten, mit ihm begraben zu werden. Wenn diese Schwärmerei allgemein und für diese Völker der Tod eine solche Kleinigkeit war, waren sie zur Unterjochung der andern geschaffen. Die Tartaren, deren Bewunderung für Dschengis sich verdoppelte, als sie ihn nicht mehr sahen, bildeten sich ein, er sey nicht wie andere Leute geboren, sondern seine Mutter habe ihn durch himmli-

schen Einfluß empfangen: als wäre der reißende Flug seiner Eroberungen nicht ein großes Wunder genug! Mußte solchen Menschen ein übernatürliches Wesen zum Vater gegeben werden, so mußte man es ein böses Wesen nennen. Die Griechen und vor ihnen die Asiaten haben häufig ihre Vertheidiger und Gesetzgeber, sogar erobernde Räuber, Göttersöhne genannt. In allen Zeiten der Unwissenheit wurde die Vergötterung an jeden verschwendet, der das Menschengeschlecht bildete, beugte, oder erdrückte. Die Söhne des Eroberers dehnten die Herrschaft ihres Vaters noch weiter aus. Oktai, und bald darauf Kublai=Chan, Oktais Sohn, vollendeten die Eroberung Chinas. Diesen Kublai sah Marco Paolo im Jahr 1260, als er mit seinem Bruder und Oheim in diese Länder drang, deren Name damals noch unbekannt war, und die er Chatai nannte. Europa, wo Marco Paolo durch die Bereisung der Länder des Dschengis und seiner Söhne bekannt wurde, wußte lange nichts von diesen Staaten und ihren Besiegern.

Pabst Innocenz IV. schickte einige Franziskaner in die Tartarei. Diese Mönche, die sich Gesandte nannten, sahen wenig, wurden mit der größten Verachtung behandelt und dienten zu nichts. Man war so wenig über das, was in diesem großen Theile der Welt vorging, unterrichtet, daß ein Betrüger, Namens David, in Syrien den heiligen Ludwig beredete, er sey von dem Großchan der Tartarei abgeschickt, welcher das Christenthum angenommen. (1258.) Der heilige Ludwig schickte den Mönch Rubruquis in diese Länder, um sich so viel als möglich über die Sache zu erkundigen. Aus dem Berichte des Rubruquis erhellt, daß er vor den Enkel des Dschengis geführt wurde, der in China regierte. Aber welche Aufklärung konnte man von einem Mönche erwarten, der unter Völkern reiste, deren Sprache er nicht kannte, und der nicht einmal, was er sah, recht sehen konnte? Er brachte von sei=

ner Reise viele falsche Begriffe und einige gleichgültige Wahrheiten zurück.

Während also die christlichen Fürsten und Barone Neapel, Griechenland, Syrien und Aegypten im Blute badeten, wurde Asien durch die Tartaren geplündert. Fast unsere ganze Halbkugel litt zugleich.

Die Mönche, welche im dreizehnten Jahrhundert in die Tartarei reisten, melden, Dschengis und seine Söhne haben wie Wütheriche ihre Tartaren beherrscht. Aber kann man glauben, daß Eroberer, die die Waffen ergriffen, um mit ihrem Führer die Beute zu theilen, daß kräftige, freigeborene, umherschweifende Männer, die des Winters auf dem Schnee und im Sommer auf dem Thau übernachten, sich von ihren Führern, die sie im freien Felde erwählten, wie Rosse behandeln lassen, die sie besteigen und essen? Das liegt nicht in der Natur der nordischen Völker; die Alanen, Hunnen, Gepiden, Türken, Gothen, Franken waren alle die Gefährten und nicht die Knechte ihrer barbarischen Führer. Herrscherdruck entsteht nur mit der Zeit, er entwickelt sich aus dem Kampfe der Herrschsucht gegen den Geist der Unabhängigkeit. Der Führer hat immer mehr Mittel zur Unterdrückung, als seine Gefährten zum Widerstand, und endlich macht ihn das Geld unbeschränkt.

(1243.) Der Mönch Plan-Carpin, vom Pabst Innocenz IV. nach Karakorum, der damaligen Hauptstadt der Tartarei, gesandt, erzählt, als Zeuge der Salbung eines Sohns des großen Chans Oktai, die vornehmsten Tartaren haben diesen Chan auf ein Filzstück gesetzt und zu ihm gesagt: „Ehre die Großen, sey gerecht und wohlthätig gegen alle, wo nicht, so wirst Du so elend werden, daß Du nicht einmal ein Filzstück hast, um Dich darauf zu setzen." Diese Worte passen nicht in den Mund eines sclavischen Höflings.

Dschengis gebrauchte das Recht, das immer alle

Fürsten des Morgenlandes hatten, das Recht, welches das römische Gesetz allen Familienvätern zugesteht, ihre Erben zu wählen, und unter ihren Kindern ohne Rücksicht auf das Alter zu theilen. Zum Großchan der Tartaren ernannte er seinen dritten Sohn Oktai, dessen Nachkommen in dem nördlichen China bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts regierten. Die Gewalt der Waffen hatte die Tartaren hier eingeführt, Religionsstreitigkeiten verjagten sie. Die Lamapriester wollten die Bonzen vertreiben, diese wiegelten die Völker auf. Die Fürsten aus chinesischem Blute benutzten den kirchlichen Zwist, und verjagten zuletzt ihre Herren, welche der Ueberfluß und die Ruhe verweichlicht hatte.

Ein anderer Sohn des Dschengis, Namens Tuschi, erhielt Turkistan, Baktriana, Astrachan, und das Land der Usbegen. Tuschis Sohn verheerte Polen, Dalmatien, Ungarn und die Umgegend Konstantinopels. Er hieß Batu = Chan. Die Fürsten der krimmischen Tartarei stammen von ihm in männlicher Linie ab, und die usbegischen Chane, welche die Tartarei heut zu Tage bewohnen, nördlich und östlich des caspischen Meeres, führen ihren Stammbaum gleichfalls dahin zurück. Sie sind die Herren des mitternächtlichen Baktriana, führen jedoch in den schönen Ländern nur ein irrendes Leben und verheeren das Land, das sie bewohnen.

Tudi oder Tuli, ein anderer Sohn von Dschengis, erhielt zu seines Vaters Lebzeiten Persien. Tudis Sohn, Hulaku genannt, ging über den Euphrat, über den Dschengis nie setzte, zerstörte für immer in Bagdad das Reich der Kalifen, und überwältigte einen Theil Kleinasiens oder Natoliens, während die natürlichen Gebieter dieses schönen Theils des griechischen Reichs durch christliche Kreuzfahrer aus ihrer Hauptstadt verjagt waren.

Ein vierter Sohn, Dschagatai, erhielt Transoxana,

Kantahar, das mitternächtliche Indien, Kaschmirien und Thibet. Alle Sprößlinge dieser vier Herrscher behaupteten einige Zeit mit den Waffen ihre durch Räuberei gegründeten Herrschaften.

Vergleicht man diese ungeheuren plötzlichen Plünderungen mit dem, was in unsern Tagen in Europa sich ereignet, so wird man einen gewaltigen Unterschied bemerken. Unsere Feldherren, welche die Kriegskunst unendlich besser verstehen, als Dschengis und so viele andere Eroberer, unsere Heere, von denen eine Abtheilung mit etlichen Kanonen alle diese Horden der Hunnen, Alanen und Scythen zerstäubt hätte, können bei ihren glänzendsten Siegen heut zu Tage kaum einige Städte wegnehmen. Damals herrschte nirgends Kunst, nur Gewalt entschied über das Schicksal der Welt.

Dschengis und seine Söhne, von Eroberung zu Eroberung gehend, hofften die ganze bewohnbare Erde zu unterjochen; darum schickte Kublai, Herr von China, ein Heer von hunderttausend Mann auf tausend Fahrzeugen ab, um Japan zu erobern, und Batu-Chan drang bis an die Grenzen Italiens vor. Der Pabst Cölestin IV. schickte zu ihm vier Geistliche, die einzigen Gesandten, die einen solchen Auftrag annehmen konnten. Bruder Asselin meldet, er habe nur mit einem der tartarischen Fürsten reden können, der ihm folgenden Brief an den Pabst gab:

„Wenn Du auf der Erde bleiben willst, so komm, „Uns zu huldigen. Gehorchst Du nicht, so kennen „wir die Folgen. Schicke Uns neue Abgeordnete, „um Uns zu sagen, ob Du Unser Vasall oder Feind „seyn willst.

Man hat Karl den Großen getadelt, daß er seine Staaten getheilt; Dschengis muß man deßhalb loben. Die Staaten Karls des Großen berührten sich, hatten fast die nämlichen Gesetze, glaubten an die nämliche Religion, und konnten durch Einen Mann regiert wer-

den. Die des Dschengis, weit größer, von Wüsten durchschnitten, in verschiedene Religionen getheilt, konnten nicht lange dem nämlichen Scepter gehorchen. Indeß die ungeheure Macht der Tartaren-Mongolen, gegründet im Jahre 1220, schwächte sich nach allen Seiten, bis Tamerlan ein Jahrhundert nachher in Asien ein Weltreich gründete, ein Reich, das wieder getheilt wurde.

Dschengis Geschlecht herrschte lange über China unter dem Namen Yven. Es ist glaublich, daß die Sternkunde, welche die Chinesen so berühmt machte, durch diese Umwälzung s-hr litt; denn um diese Zeit bemerkt man nur mohamedanische Sternkundige in China. Sie ordneten immer den Kalender, bis die Jesuiten kamen. Das ist vielleicht der Grund der Mittelmäßigkeit, in der die Chinesen stehen geblieben sind. *)

Das ist alles, was Sie von den Tartaren in diesen fernen Zeiten zu wissen brauchen. Hier giebt es weder ein bürgerliches, noch ein geistliches Recht, keine Trennung zwischen Thron, Altar und Gericht, keine Versammlungen, keine Hochschulen, nichts von dem, was unsere Gesellschaft bildete oder überlud. Die Tartaren brachen aus ihren Wüsten im Jahr 1212 hervor und eroberten gegen das Jahr 1236 die Hälfte der Halbkugel: das ist ihre ganze Geschichte.

Wenden wir uns jetzt gegen das Abendland, und betrachten die Ereignisse des dreizehnten Jahrhunderts in Europa.

---

*) Die, welche behaupten, die großen Denkmale jeder Kunst in China seyen eine Erfindung der Tartaren, haben sich auf eine befremdliche Weise getäuscht: wie konnten sie annehmen, daß Tartaren, die immer umherschweiften, deren Oberhaupt, Dschengis, weder lesen noch schreiben konnte, unterrichteter waren, als das gebildetste und älteste Volk der Erde?

Inhaltsanzeige

des sechsten Bändchens.

Kap.		Seite
49.	Kaiser Heinrich VI. und Rom . .	7
50.	Zustand Frankreichs und Englands im zwölften Jahrhundert	11
51.	Otho IV. und Philipp August im dreizehnten Jahrhundert	26
52.	Kaiser Friedrich II.	34
53.	Das Morgenland zur Zeit der Kreuzzüge und die Lage Palästinas	45
54.	Vom ersten Kreuzzuge bis zur Eroberung Jerusalems	51
55.	Die Kreuzzüge nach der Eroberung Jerusalems	63
56.	Saladin	71
57.	Angriffe auf Konstantinopel. Kreuzfahrt nach Aegypten	79

58. Der heilige Ludwig 91
59. Folgen der Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 101
60. Das Morgenland und Dschengis-Chan . 105

Staats-Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire,

Voltaire's Geschichte der Völker vorzüglich in den Zeiten von Karl d. Gr. bis auf Ludwig XIII

Bd.: 6

Leipzig 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.147-a(20#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718277-7